HERDER II

&

AELTERE DICHTER

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 ₰. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

National-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Zweiundsechzigster Band.

Johann Gottfried Herder.

Zweiter Band.

National-Bibliothek
der
Deutschen Classiker.

Eine Anthologie
in 100 Bänden.

Zweiundsechzigster Band.

Johann Gottfried Herder.

Zweiter Band.

Hildburghausen und New-York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

Anthologie

aus

den Werken

von

Johann Gottfried Herder.

Dritter Theil.

Blätter der Vorzeit.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder seyn, und hart und grausam gegen den Schwächern handeln.“

„Erschaffe ihn nicht!« so sprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden.«

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen,« so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest.«

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Knie umfaßte. „Bild' ihn, sprach sie, Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn

verlassen, will ich ihn suchen, und ihm liebend beistehn, und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt: so sollen seines Irrthums Folgen selbst zurück ihn führen, und mit Liebe bessern.«

Der Vater der Menschen bildete den Menschen. Ein fehlbar-schwaches Geschöpf; aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd. —

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gotteseigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust.

Der himmlische Schäfer.

Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere Rosen verwandelt, die sie noch nie gesehn. Sie wollte die Rose brechen, aber sie zerfiel vor ihrer Hand. Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhoben sich ringsum, und Eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis alles sich zuletzt in süße Töne verlor, in Töne, die sie noch nie gehöret hatte.

Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugendparadies; und auf ihr weidete, in ihres Sohnes Gestalt, ein weißgekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm.

Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehn, und ging mit schwerem Herzen zum Opferfest.

Die Brüder brachten ihr Opfer, die Aeltern gingen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn und fand nur seine zerstreuete, traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar; die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt, und Kains Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle.

Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweiten Mal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah. Die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen; weinende Mutter, schaue hinauf. Sieh jenen glänzenden Wagen dort; er führt zu andern Auen, zu schönern Paradiesen, als du in Eden sahst; wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süße Töne wandeln.“ —

Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihrer Thräne bethaut, und mit den Rosen seines Altars bekränzet hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vor'm Angesicht einer schönern Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht, und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternenwagen, und suchten ihren Schäfer dort.

Der Rabe Noahs.

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete, bis die Wasser der Sündfluth fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief. »Wer, sprach er, unter euch will Bote seyn, ob unsre Rettung nah' ist?«

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet, so flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hing am Aase. —

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch sein Gedächtniß, wie sein Auge, düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennet er nicht und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verläßet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt; denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe, mein Vater, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Lamm zum Opfer?« —

„Mein Sohn,“ sprach Abraham, Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm!« So gingen die beide schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte und der Altar gebauet und alles bereitet war: ergriff der Vater seinen Sohn und legte ihn auf den Altar und fassete das Messer in die Rechte und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham!“ rief der Engel des Herrn vom Himmel herab: „Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!«

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die schrecklich-frohe Stätte: „Jehovah schaut!« Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden; er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

* * *

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott; und kräftiger ist eines als das andre.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefället ihm wohl; er höret's tief im Herzen, und nimmt's auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Verlassenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel, und dringt zum Herzen Gottes, und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Das Grab der Rahel.

Als Jakob von der heiligen Stätte wiederkehrte, auf welcher Gott sich einst geoffenbart hatte, da er in seiner Jugend den offenen Himmel sah; da war sein Herz voll Freude: denn Jehovah hatte ihm jetzt seinen Freundesbund auf's neue bestätiget.

Bald aber traf ihn ein bittrer Schmerz. Die Liebe seiner Jugend, Rahel, starb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr entging und sie nun sah, daß sie sterben mußte, nahm sie den letzten Athem noch zusammen, küssete das Kind, nannte seinen Namen: »Benoni, den Sohn der Schmerzen« und starb.

Und als sie vor dem Ewigen erschien, weinete sie und sprach: »Erfülle mir, o Vater, die erste Bitte hier an deinem Thron.

Laß mich zuweilen noch die Meinigen sehen, von denen du mich trenntest, daß ich in ihrem Leiden ihnen beistehe, und ihre Thränen lindre.«

„Drei Mal soll dir dein Wunsch gewähret seyn, sprach Gott, daß du auf Erden deine Kinder sehest, doch lindern kannst du ihre Thränen nicht.«

Sie ging zum ersten hinab, und fand den alten Jakob um ihre beiden Söhne ängstlich trauern. Des Josephs blutiges Kleid lag neben ihm: „Mein graues Haar, rief er, wird in die Grube fahren: mit Leide werd' ich zu den Todten wandern: denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt.«

Seufzend stieg sie wieder zum Himmel hinauf: bis späterhin ihr Mann und ihre Söhne, als Abgeschiedene, selbst zu ihr kamen und freudig ihr erzählten, wie schön sich all ihr Leid in Freude verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen und stieg, lange nach diesem, zum zweiten Mal hernieder auf ihr Grab. Da sah sie ihre Kinder in's Elend treiben, wie man die Heerde treibt. Alles fand sie verwüstet, und auch ihr Grab war nicht verschont geblieben. Eine Zeit lang blieb sie auf dem öden Grabe, und lange hörte man auf ihm ein unsichtbares Aechzen.

Sie stieg zum dritten Mal hernieder; da floß um Bethlehem der unschuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten und auf ihrem Grabe weinte Rahel laut: „Sie sind, sie sind nicht mehr.« Man hörte lang' am Grabe das weinende Aechzen: »sie sind nicht mehr.«

Und als sie wiederkehrte, sprach der Allbarmherzige: „Ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr mit deiner Kinder Leiden. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler, wo nur Klagen tönen; bald, wenn das Thal sich wendet, wird

die Klage selbst Lobgesang. Vertrau' mir deine Kinder an; sie sind auch meine Kinder, dein Herz ist nicht gemacht, der Erdgebornen Schicksal zu tragen und zu lindern.«

Beruhigt blieb der schönen Rahel Geist fortan im Paradiese. Zwar fragte sie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geschick auf Erden; doch nimmer kehrte sie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Aechzen ihres mütterlichen Herzens nun längst verhallet ist. Das Grabmal schweigt, und Rahel freuet sich mit ihren Kindern der ewigen Ruhe.

David und Jonathan.

Als von Sorgen seines Reichs und vom Kummer über seine Kinder verzehret, der Sohn Isai auf seinem Sterbelager entschlief; siehe, da kam im dunkeln Thale des Todes der Freund seiner Jugend, Jonathan, ihm zuerst entgegen. »Unser Bund ist ewig, sprach er zur Gestalt des alten Königs; aber ich kann dir meine Rechte nicht reichen: denn du bist mit Blut befleckt, mit dem Blut' auch meines väterlichen Hauses, und selbst mit Seufzern meines Sohnes beladen. Folge mir nach.«

Und David folgte dem himmlischen Jünglinge.

»Ach, sprach er bei sich selbst, ein harter Stand ist das Leben der Menschen, und ein härterer noch das Leben der Könige, wäre ich wie du gefallen, o Jonathan, mit unschuldigem Herzen, im Lenz meiner Jahre; oder wäre ich ein singender Hirt' auf Bethlehems Fluren geblieben! Ein schönes Leben hast du indeß im Paradiese gelebt; warum bin ich nicht mit dir gestorben?«

»Murre nicht, sprach Jonathan, gegen den, der dir die Krone seines Volkes gab, und dich zum Vater eines ewigen Königreichs machte. Ich sah deine Arbeit und deine Leiden; und habe dich hier erwartet.« — Damit führte er ihn zu einem Strom im Paradiese.

»Trinke, sprach er, aus dieser Quelle, und alle deine Sorgen werden vergessen seyn; wasche dich in diesem Strom' und du wirst jung und schöner werden, als du in deiner Jugend warst, da ich dich liebgewann und wir einander den Bund der Treue schwuren. Aber tauche tief in denselben: er fließt wie Silber, und muß dich mit Feuer läutern.«

David trank aus der heiligen Quelle, und wusch sich im krystallenen Strom. Der Trank entnahm ihm alle Sorgen der Erde; aber die Welle des Stroms durchdrang ihn tief; wie Feuer glühte sie in seinem Innern, bis er entsündigt dastand, seinem himmlischen Freunde gleich.

Dem neuen Jünglinge reichte Jonathan jetzt die Harfe, und süßer als hienieden sang er unter dem Baume des Lebens: »David und Jonathan, lieblich im Leben, sind auch im Tode nicht geschieden. Leichter denn die Adler, munterer wie die Rehe auf den Hügeln. Ihr Töchter Israels! weinet um uns nicht mehr; wir sind gekleidet in unsrer Jugend Schmuck. Ich freue mich an dir, mein Bruder Jonathan: ich hatte drunten an dir Freud' und Wonne; doch hier ist deine Liebe nicht mehr als unsrer Jugend Liebe.« Sie küßten einander und beschworen, untrennbar jetzt, den Bund der Treue auf ewig.

Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Lieblinge sprach einst ein gütiger König: »Bitte von mir, was du willst; es soll dir werden.«

Und der Jüngling sprach bei sich selbst: »Warum soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehn habe ich schon: Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königes Tochter will ich bitten: denn sie liebt mich, wie ich sie liebe; und mit ihr empfange ich alles andre. Vor allen auch das Herz meines gütigen Wohlthäters: denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater.«

Der Liebling bat, und die Bitte ward ihm gewähret.

* * *

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: »Bitte, was ich dir geben soll, und ich will dir's geben.«

Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische **Weisheit**, und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen.

Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge, und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. So

lange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebet er auch nach seinem Tode noch dießseits des Grabes.

Der afrikanische Rechtsspruch.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene goldreiche Provinz von Afrika; die Einwohner gingen ihm entgegen, und brachten ihm Schalen dar, voll goldner Aepfel und Früchte. »Esset ihr diese Früchte bei euch! sprach Alexander; ich bin nicht gekommen, eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen.« Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: »Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu, und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wiedernehmen. Sprich ihm zu, o König, denn es ist das Seine.«

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: »Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten; und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft, nebst allem, was darin ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!«

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe? Er antwortete: Ja. Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe? und bekam Ja zur Antwort. »Wohlan, sprach der König, ihr

seyd beide rechtschaffene Leute; verheirathet eure Kinder unter einander, und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitsgabe; das ist meine Entscheidung.«

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. »Habe ich unrecht gerichtet, sprach der König des fernen Landes, daß du also erstaunest?« »Mit nichten, antwortete Alexander, aber in unserm Lande würde man anders richten.« «Und wie denn?« fragte der afrikanische König. „Beide Streitende, sprach Alexander, verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs.«

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: »Scheinet denn bei euch auch die Sonne? und läßt der Himmel noch auf euch regnen?« Alexander antwortete: Ja. »So muß es, fuhr er fort, der unschuldigen Thiere wegen seyn, die in eurem Lande leben; denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen.«

Der frühe Tod.

Früh Morgens ging ein Mädchen in den Garten, sich einen Kranz zu sammeln aus schönen Rosen. Sie standen alle noch in ihrer Knospe da, geschlossen oder halbgeschlossen, des Morgenthaues duftende Kelche. »Noch will ich euch nicht brechen, sagte das Mädchen. Erst soll euch die Sonne öffnen, so werdet ihr schöner prangen und stärker duften.«

Sie kam am Mittage und sah die schönsten Rosen vom Wurm zerfressen, vom Strahl der Sonne gebeugt, erblaßt und

welkend. Das Mädchen weinte über ihre Thorheit, und am folgenden Morgen sammelte sie sich ihren Kranz früh.

* * *

Seine liebsten Kinder ruft Gott früh aus diesem Leben, ehe der Strahl der Sonne sie sticht, ehe der Wurm sie berühret. Das Paradies der Kinder ist eine hohe Stufe der Herrlichkeit; der gerechteste Fromme kann sie nicht betreten; denn seine Seele ist befleckt gewesen.

Der Lohn der zukünftigen Welt.

Richte nicht den Weg deines Lebens, alle seine Fußsteige sind gut, ob du gleich das Ziel eines jeden nicht übersiehest. Wäge auch nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: dieß Gebot ist groß, darum will ich's halten: denn sein Lohn wird groß seyn. Gott hat dem Menschen nicht offenbaret, welches der Lohn eines jeden Werks seyn werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein; er ließ einem jeden seine Arbeit frei und fragte am Abende nur, woran er gearbeitet habe. Jeder zeigte, was er gethan; dieser den Feigenbaum, jener den Oelbaum, der die Cypresse, dieser den Palmbaum, den er gepflanzet. Der Hausvater gab einem jeden den Lohn nach seiner Arbeit, und so war sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzt. Hätten die

Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, so wäre des Hausvaters Absicht nicht erreicht worden: der Garten wäre nicht mit mancherlei Bäumen bepflanzet.

* * *

Ein Weiser ward gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben? »Weil ich die kleinste Pflicht wie die größeste that, antwortete er, darum hat mich Gott also gesegnet.«

Paramythien.

Die Morgenröthe.

Eine Schaar fröhlicher Mädchen beging mit Tänzen und Lobgesängen das Fest der Aurora. »Schönste, seligste Göttin, sangen sie, du in Rosengestalt, in ewiger Jugendschönheit! Täglich erwachest du neu, gebadet im Quell des Genusses und der erquickenden Blüthe!« — Als eben, da die Sonne aufging, Aurora ihr Gespann zu ihnen lenkte und vor ihnen stand, die schönste, aber nicht die glücklichste aller Göttinnen. Thränen waren in ihren Augen, und der Duft des Schleiers, den sie von der Erde gezogen hatte, lag wie eine feuchte Wolke vor ihrem leuchtenden Rosenantlitz.

Kinder, sprach sie, die ihr mich mit Lobgesängen ehret, eure jugendliche Unschuld hat mich hergezogen, euch mich, wie ich bin, zu zeigen. Ob ich schön sey? sehet ihr selbst; ob ich glücklich sey?

mögen euch die Thränen sagen, die ich täglich in den Schooß meiner Schwester Flora weine. Unbedachtsam in meiner Jugend, vermählte ich mich jenem alten Tithonus, aus dessen Armen ihr mich täglich so früh emporeilen sehet. Ihm und mir zur Strafe ward ihm seine graue Unsterblichkeit ohne Jugend, die auch mir, so lange ich bei ihm bin, Glanz und Schönheit raubet. Deswegen eile ich so früh an mein kurzes Geschäft, die Schatten zu verjagen, und verberge mich tagüber im Strahl der Sonne, bis ich von ihm, sobald er mich wieder erblickt, mit Thränen und Schaamröthe in sein graues Bette hinuntergezogen werde. Spiegelt euch, ihr Mädchen, an meinem Beispiel, und glaubt nicht, daß die Schönste von euch auch die Glücklichste seyn müsse, wenn sie nicht auch so weise als schön ist, und sich einen ihr gleichen Gatten zur Glückseligkeit wählet.

Aurora verschwand; aber ihr Bild glänzte fortan den Mädchen in jeder Thräne des Thaues wieder. Sie priesen sie nicht mehr als die glücklichste der Göttinnen, weil sie die schönste sey, und wurden weise durch ihr Exempel.

Der Schlaf.

In jener Schaar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. »Was soll ich, sprach er, da er seine Gestalt ansah, unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und al-

ler Gaukeleien des Amors? Mag es seyn, daß ich den Unglückli-chen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es seyn, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elends wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe?« —

Du irrst, sprach der Vater der Genien und Menschen, in deiner dunkeln Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg' und Elend, und verwandeln sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit.

»Aber auch du, fuhr er fort, sollst nicht ohne Vergnügungen seyn; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen.« Mit diesen Worten reichte er ihm das silbergraue Horn anmuthiger Träume. Aus ihm, sprach er, schütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt sowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brüder wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind von deinen Schwestern, den Grazien, mit zauberischer Hand von unsern seligsten Fluren gesammelt. Der ätherische Thau, der auf ihnen glänzet, wird einen jeden, den du zu beglücken denkst, mit seinem Wunsch erquicken, und da sie die Göttin der Liebe mit unserm unsterblichen Nektar besprengt hat, so wird die Kraft ihrer Wollust viel anmuthiger und feiner den Sterblichen seyn, als alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewährt. Aus dem Chor der blühendsten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen: Dichter werden dich besingen, und in ihren Gesängen dem Zauber deiner Kunst nachbuhlen; selbst das un-

schuldige Mädchen wird dich wünschen, und du wirst auf ihren Augen hangen, ein süßer, beseligender Gott. —

Die Klage des Schlafs verwandelte sich in triumphirenden Dank, und ihm ward die schönste der Grazien, Pasithea, vermählet.

Der Tod.

Ein Gespräch an Lessing's Grabe.

Himmlischer Knabe, was stehest du hier? die verglimmende Fackel
 Nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt
Dir auf deiner ambrosischen Schulter am Lichte so herrlich!
 Schöneren Purpurglanz sah ja mein Auge nie!
Bist du Amor? —
 »Ich bin's! doch unter dieser Umhüllung,
 Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen Genien sahn die gütigen Götter
 Keinen, der sanft, wie ich, löse das menschliche Herz.
Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
 Ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
 Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf.«
»Aber wo ist dein Bogen und Pfeil? Dem tapferen Weisen,
 Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
 Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer

Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.
»Und wer ist der Weise, dem du die Fackel der Erde
Hier gelöschet, und dem jetzo die schönere flammt?«
Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfern Tydides
Selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah *).
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an.

Die Wahl der Flora.

Als Jupiter die Schöpfung, die er zu schaffen gedachte, in idealischen Gestalten vor sich rief, winkte er, und es erschien unter andern die blumige Flora. Wer mag ihre Reize beschreiben? wer ihre Schönheit schildern? Was je die Erde aus ihrem jungfräulichen Schooße gebar, war in ihrer Gestalt, in ihrem Wuchs, in ihren Farben, in ihrem Gewande versammelt. Alle Götter schauten sie an; alle Göttinnen beneideten ihre Schönheit.

»Wähle dir, sprach Jupiter, aus dieser zahlreichen Schaar von Göttern und Genien einen Liebling; doch siehe zu, eitles Kind, daß dich deine Wahl nicht trüge!

Leichtsinnig blickte Flora umher: und o hätte sie den schönen, den in Liebe für sie entbrannten Phöbus gewählt! Aber seine Schönheit war dem Mädchen zu hoch, seine Liebe für sie zu ver-

---

*) Anspielung auf die Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet.

schwiegen. Flüchtig lief ihr Blick umher, und sie erwählte — wer hätte es gedacht? — einen der letzten aus der Zahl der Götter, den leichtsinnigen Zephyr.

»Sinnlose! sprach der Vater, daß dein Geschlecht auch in seiner geistigen Urgestalt schon jeden buhlerischen, leicht auffallenden Reiz einer höhern, stillern Liebe vorzieht! Hättest du diesen gewählt (er winkte auf Phöbus), du und dein ganzes Geschlecht hätte mit ihm die Unsterblichkeit getheilet. Aber jetzt genieße deines Gatten!«

Zephyr umarmte sie, und sie verschwand. Sie verflog als Blumenstaub in's Gebiet des Gottes der Lüfte.

Als Jupiter die idealischen Gestalten seiner Welt zur Wirklichkeit brachte, und der Schooß der Erde dastand, die verstorbenen Blumenkeime in's Leben zu gebären, rief er dem über der Asche seiner Geliebten entschlummerten Zephyr: »Wohlauf! o Jüngling, wohlauf! Bring' deine Geliebte her, und siehe ihre irdische Erscheinung.« Zephyr kam mit dem Blumenstaube: der Blumenstaub flog hin über die Weite der Erde. Phöbus aus alter Liebe belebte ihn; die Göttinnen der Quellen und Ströme, aus schwesterlicher Neigung, durchdrangen ihn; Zephyr umfing ihn, und Flora erschien in tausend vielfältigen, sprießenden Blumen.

Wie freute sich jede derselben, da sie ihren himmlischen Buhler wieder fand! sie überließen sich alle seinem tändelnden Kuß, seinen sanft-wiegenden Armen. Kurze Freude! Sobald die Schöne ihren Busen geöffnet, und das hochzeitliche Bett in allen Reizen des Wohlgeruchs und der Farben bereitet hatte, verließ sie der satte Zephyr; und Phöbus, voll Mitleid über ihre zu gutwillig betrogene Liebe, schaffte mit seinem zehrenden Strahl ihrem Gram ein früheres Ende.

Jeden Frühling, ihr Mädchen, beginnet auf's neu dieselbe Geschichte. Ihr blühet wie Flora; wählt euch einen andern Geliebten als Zephyr.

Die Schöpfung der Turteltaube.

Zwei Liebende saßen zusammen im ersten holdseligen Traum ihrer Wünsche; aber ach! ihre Wünsche sollten ein Traum bleiben. Neidend schnitt die unerbittliche Parze, und ihre Seelen schieden in Einem Kuß, in Einem Seufzer unzertrennt mit einander.

Das Erste, was sie von ihrem Körper getrennt, erblickten, war die um sie schwebende Göttin der Liebe. Traurig und klagend flohen sie in ihren Schooß. — »Du standest uns nicht bei, gute Göttin! Du sahest unsre Wünsche, und ließest sie uns nicht genießen im Menschenleben. Aber wir wollen uns auch als Schatten noch ungetrennt lieben.«

»Die Liebe der Schatten, sprach die bewegte Göttin, ist eine traurige Liebe. Nun steht's zwar nicht in meiner Macht, euch das Leben der Menschen wieder zu geben; aber das vergönnt mir das Schicksal, euch in eine Gestalt meines Reichs zu verwandeln. Wollt ihr die Tauben seyn, die triumphirend meinen Wagen ziehen, und im Chor der Buhlereien und Scherze von ambrosischer Speise leben? Eure Treue, eure Liebe verdient diese Belohnung.«

»Verzeih', o gütige Mutter, sprachen die Liebenden mit Einem Munde, verzeihe uns die zu gefahrvolle, zu glänzende Belohnung. Im Chor der Scherze und Buhlereien, im ewigen Geräusch und Glanz deines siegreichen Hofes, wer ist uns Bürge

für unsre Treue, für unsre Liebe? Sollen wir Tauben seyn, so sende uns in die Einsamkeit, damit wir in unserm armen Nest uns einander Alles werden, Alles bleiben.«

Die Göttin sprach das Wort der Verwandlung; siehe, da flog das erste Paar girrender Turteltauben. Sie girrten Dank der Göttin und flogen ihrem Grabe zu, wo sie mit ihrer Treue, mit ihrer rührenden Klage die alte Parze bewegen wollen, daß sie ihnen ihr ungenossenes Menschenleben wiedergäbe. Aber auch ihre gemeinschaftliche Klage ist ihnen Trost; die zarte, treue Liebe, die sie in ihrer Wüste genießen, ist ihnen mehr, als alle Scherze und Freuden an Venus Throne.

Ist's Neid oder Güte, daß ihnen die Parze noch immer ihre Taubengestalt läßt, und sie vor dem gefährlichen Loose eines wandelbaren Menschenherzens bewahret?

Die Lilie und die Rose.

Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen, schwarzen Erde, wer gab euch eure schöne Gestalt? denn wahrlich, von niedlichen Fingern seyd ihr gebildet. Welche kleine Geister stiegen aus euren Kelchen empor? und welch' Vergnügen fühltet ihr, da sich Göttinnen auf euren Blättern wiegten? Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten sie sich in ihr erfreuend Geschäft, und winkten einander zu, wenn sie ihr feines Gewebe so vielfach spannen, so vielfach zierten und stickten? —

Aber ihr schweigt, holdselige Kinder, und genießet eures Daseyns. Wohlan! mir soll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verschweiget.

Als einst, ein nackter Fels, die Erde dastand: siehe, da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach theilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten kleinen Grase fing die bescheidne Demuth an, und webte das sich verbergende Veilchen. Die Hoffnung trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen so wohl gelang, ein stolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt; die Narcisse blickte umher mit ihrem schmachtenden Auge.

Viel andre Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherlei Art, und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde.

Und siehe, als ein großer Theil von ihren Werken mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran verblühet war, sprach Venus zu ihren Grazien also: „Was säumt ihr, Schwestern der Anmuth? Auf! und webet von euren Reizen auch eine sterbliche, sichtbare Blüthe.“ Sie gingen zur Erd' hinab, und Aglaja, die Grazie der Unschuld, bildete die Lilie; Thalia und Euphrosine webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühn sie zusammen auf einem Gefilde der Hora, und zieren einander: denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebet.

Auch auf euren Wangen, o Mädchen, blühen Lilien und Rosen; mögen auch ihre Huldinnen, die Unschuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen!

Aurora.

Aurora beklagte sich unter den Göttern, daß sie, die von den Menschen so viel gelobt, von ihnen so wenig geliebt und besucht werde; am wenigsten aber von denen, die sie am meisten besängen und priesen. Gräme dich nicht über dein Schicksal, sprach die Göttin der Weisheit, geht's mir anders?

Und dann, fuhr sie fort, siehe die an, die dich versäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin sie dich vertauschen. Blick' auf sie, wenn du vorbeifährst, wie sie in den Armen der Schlaftrunkenheit liegen, und modern an Leib und Seele.

Ja, hast du nicht Freunde, hast du nicht Anbeter genug? Die ganze Schöpfung feiert dir: alle Blumen erwachen und kleiden sich mit deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt dich: jedes sinnet auf neue Weisen, deine flüchtige Gegenwart zu vergnügen. Der fleißige Landmann, der arbeitsame Weise versäumen dich nie: sie trinken aus dem Kelch, den du ihnen darbeutst, Gesundheit und Stärke, Ruhe und Leben: doppelt vergnügt, daß sie dich ungestört genießen, ununterbrochen von jener geschwätzigen Schaar schlafender Thoren. Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und

geliebt zu werden? Es ist das höchste Glück der Liebe bei Göttern und Menschen.

Aurora erröthete über ihre unbedachte Klage; und jede Schöne wünsche sich ihr Glück, die ihr gleich ist an Reinigkeit und Unschuld.

Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fing an zu streiten.

Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseyns; was du erschlafftest, rege ich auf. —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheidne, verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ich's anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schooß: sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk, und neiget sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordne Seele mit himmlischem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich die verhüllete Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schooß. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.

Die Rose.

„Alle Blumen rings um mich her sehe ich welken und sterben; und doch nennet man nur immer mich die verwelkliche, die leicht vergängliche Rose. Undankbare Menschen! mache ich euch mein kurzes Daseyn nicht angenehm genug? Ja auch selbst nach meinem Tode bereite ich euch ein Grabmal süßer Gerüche; Arzeneien und Salben voll Erquickung und Stärkung. Und doch hör' ich euch immer singen und sagen: ach, die verwelkliche, die leicht zerfallende Rose!“

So klagte die Königin der Blumen auf ihrem Thron, vielleicht schon in der ersten Empfindung ihrer auch hinsinkenden Schönheit. Das vor ihr stehende Mädchen hörte sie und sprach: „Erzürne dich nicht über uns, süße Kleine! nenne nicht Undankbarkeit, was höhere Liebe ist, der Wunsch einer zärtlichen Neigung. Alle Blumen um uns sehen wir sterben, und halten's für Schicksal der Blumen; aber dich, ihre Königin, dich allein wünschen und halten wir der Unsterblichkeit werth. Wenn wir uns also in unserm Wunsche getäuscht sehen: so laß uns die Klage, mit der wir uns selbst in dir bedauern. Alle Schönheit, Jugend

und Freude unsres Lebens vergleichen wir dir; und da sie wie du verblühen, so singen und sagen wir immer: ach, die verwelkliche, die leicht zerfallende Rose!"

Die Echo.

Glaubet es nicht, gutherzige Kinder, glaubt nicht der Fabel des Dichters, daß die bescheidene Echo je eine ansprechende Buhlerin des eitlen Narcissus, oder eine schwatzhafte Verrätherin ihrer Göttin gewesen: denn nie zeigte sie sich ja einem Sterblichen, nie kam ein Laut zuerst aus ihrem Munde. Aber höret zu, daß ich euch die wahre Geschichte der Echo erzähle.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfin Jupiters bei seiner Schöpfung. Mütterlich gab sie aus ihrem Herzen jedem werdenden Wesen einen Ton, einen Klang, der sein Inneres durchdringet, sein ganzes Daseyn zusammenhält, und es mit allen verschwisterten Wesen vereinet. Endlich hatte sie sich erschöpft, die gute Mutter, und weil sie ihrer Geburt nach nur halb eine Unsterbliche war, sollte sie sich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern scheiden. Wie ging ihr der Abschied so nah! Bittend fiel sie vor dem Thron Jupiters nieder und sprach: „Gewaltiger Gott, laß meine Gestalt verschwinden unter den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus, und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daseyn gegeben habe. Wenigstens unsichtbar will ich um sie seyn, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich sie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile."

„Und was würde es dir helfen, sprach der Gott, wenn du ihr Elend unsichtbar mit ihnen fühltest, und ihnen nicht beizustehn, ihnen auf keine Art sichtbar zu werden vermöchtest? denn das letzte versaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schicksals?“

„So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unsichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz ist getröstet.“

Jupiter berührte sie sanft, und sie verschwand, sie wärd zur gestaltlosen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach; sie spricht aus jedem Geschöpf, aus jedem brüderlichen Wesen, den Laut des Schmerzes und der Freude, mit dem Gleichlaut einer harmonischen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einsame Wald wird von ihr belebt; und o wie oft hast du mich, zärtliche Mutter, du scheue Bewohnerin der Einsamkeit und der stummen Haine, mehr in ihnen erquickt, als in dem öden Kreise treuloser Menschenherzen und Menschenseelen. Mit sanftem Mitleid giebst du mir meine Seufzer zurück; so verlassen und unverstanden ich seyn mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles durchdringende, alles verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos seyn?“ sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanz der schönsten Abendröthe; „beinahe ich allein im ganzen Reich der gefiederten Schaaren. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele! beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!“

Still entzücket, tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend= und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen, sprach er, die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest, und die dir nicht eher gewährt werden konnte.“ Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier, und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöset und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysium wieder fand, am Fuß des Apollo, in seiner wahren

himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört, und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's, und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, gibt dir der Augenblick deines Todes.

Der Sphinx.

Eine Erd- und Menschengeschichte.

1.

Sehet ihr jene dunkle Wolke? sprach Jupiter an einem Tage, da die Götter in Freude lebten. Helldunkel und verwirrt schwebt sie tief unter unserm Fuß in den Lüften; was gilt's, wenn wir sie zu einem Wohnplatz belebter Wesen, und zu einem neuen Spiel unsrer Freuden machten? Er sprach's, und alle Götter stimmten ihm bei.

Sogleich sandte Rhea, die Mutter der Götter, den künstlichen Vulkan hernieder, und gab ihm von ihrem ewig brennenden Altar

das himmlische Feuer in seine Hände. Ungestüm fuhr er hernieder und zerstieß am Felsen, dem Kern der Wolke, seinen Fuß, daß er noch davon hinket. Er ging in die Klüfte des Felsen mit seiner Flamme, und bereitete sie zum Heiligthum der Vesta: er bildete Gänge in denselben, wo er noch seine Metalle schmiedet.

Juno, seine unsterbliche Mutter, sah ihm nach, und erheiterte mit dem Lächeln ihres Blicks die oberste trübe Luft. Neptun goß seine Wasser auf die Erde: da wurden Meere und Ströme. Pallas warf ihren Schleier hinab: da ward die schöne Bläue der Luft, geschmückt mit goldenen Sternen. Apollo fuhr rings um sie her, und goß auf sie seine Strahlen. Seine keusche Schwester fuhr langsam ihm nach, und ließ den Schmuck ihres Hauptes, den Mond, über ihrer Atmosphäre. Ceres leerte ihr Fruchthorn aus, voll Samen und Kräuter; und die himmlische Venus ließ sich nieder, Alles erfüllend mit Leben und Liebe. Der neue Schauplatz grünte und blühete; und alle Götter vereinigten sich, ein Geschöpf zu schaffen, das dieß neue Tempe genösse und fühlte.

Da winkte der Vater der Götter, und Leben quoll in den Staub; es regte sich ein Gebilde in Göttergestalt, und die Göttinnen eilten hinzu, es aufzurichten von der Erde. Pallas berührte seine Stirn, und der Funke der Weisheit zündete an in seinem Haupte. Juno berührte seine Augen, und sie blickten majestätisch umher. Venus berührte seine Lippe, und die schönste Gabe ihres Schatzes, Ueberredung der Liebe floß auf dieselbe. So bildeten sie einen Mann; so bildeten sie ein Weib; Göttinnen und Götter freuten sich ihres Gebildes —

— Als plötzlich der Bote der Götter ankam, der eben ausgesandt war, das Schicksal um einen Spruch zu befragen, und erschrocken die Nachricht brachte, daß die mächtigen Götter des Tartarus über ihr neues Gebilde zürnten. „Ohne sie zu befragen,“ sprach er, „habt ihr ihnen ein so weites Gebiet ihrer dun-

keln Herrschaft entrissen; darum ist Pluto ergrimmt, die alten Parzen, die wüthenden Erynnien zürnen: Nemesis hat euch bei'm Schicksal verklagt, und die unerbittliche Mutter hat ihren Klagen Gehör gegeben. Vernehmt ihre strenge Entscheidung."

„Ein kurzes Leben sey den Lebendigen auf ihrer neuen Erde bestimmt; und da sie aus dem Felsen hervorgebracht ist, so sey der Sterblichen Leben ein hartes Leben. Das Metall in seinem Schooße sey ihnen ewige Mühe, ein immer wachsender Hader und Vielen der mordende Tod. Brüder werden Brüder erwürgen, und Hirten der Menschen ihre Völker schlachten. Der Freund stellt seinem Freunde nach Leben und Ruh; und selbst die süßen Gaben der Himmlischen, Verstand und Ueberredung und Liebe, werden ihnen ein immerfließender Quell des Irrthums und des Truges und des Jammers. Also will es das Schicksal!"

Erblasset standen alle Götter da, als Merkur sprach; denn eben, als er noch sprach, trat schon die Dienerin des Schicksals, die ehrwürdige Nemesis, heran, sie, die immer die Erde durchwandert, zu vergelten das Gute, zu strafen das Böse. Ungesehen geht sie umher und zeichnet die Thaten an; und wie sie ihr Buch der Unerbittlichen vorlegt, so wägt das Schicksal.

2.

Die Götter waren bestürzt; doch nicht ohne Rath und Hülfe. Sie wußten, das Schicksal sey unerbittlich, aber auch gerecht; widerrufen läßt sich sein Anspruch nicht, aber er läßt sich anwenden und mildern. Im Urtheil, das Merkur gebracht hatte, war nicht bestimmt, daß die Neuerschaffnen ein Eigenthum der Unterirdischen seyn sollten; noch weniger war die Linderung der Leiden, die ihnen das Schicksal auflegte, einem mitleidigen Wesen versagt. Auf's neue also sandten sie den Merkur an's hohe Fatum hinauf, mit einer zwiefachen Vorstellung, zu lindern den Spruch des Schicksals.

„Gerechte Göttin," sprach Merkur, und trat vor die ewigen Tafeln, „der Mensch ist unschuldig an seinem Daseyn: er hat sich nicht selbst geschaffen. Vergönne also, daß die, die ihn in's Leben riefen, ihm auch sein kurzes gefährliches Leben versüßen und lindern."

Die ewige Tochter der Nothwendigkeit neigte bejahend ihr Haupt, und Merkur sprach weiter:

„Gerechte Göttin! Der Boden der Erde ist den Unterirdischen abgewonnen, und so bleibe er das Gebiet ihrer Herrschaft, aus dem sie Gift und Qualen den Sterblichen senden. Aber alles Lebendige auf und über der Erde ist der himmlischen Götter Werk; vergönne, daß es in ihrer Herrschaft bleibe. Wenn die Parze schneidet, so werde der Leib des Menschen zu Staub; aber mir erlaube, daß ich den himmlischen Athem in's Reich der Himmlischen führe, aus dem er entsprang."

„Du bittest zu viel," sprach das Schicksal, „und Nemesis rede."

Nemesis trat heran und sprach: „Die ewigen Gesetze fordern Wiedervergeltung. Wer Böses auf der Erde verübt und es nicht büßet, der büße es im Tartarus ab, bis seine Seele rein ist: dann führe sie, wohin du willst. Die Reinen und Guten kannst du mitten durch den Orcus führen; ich wehre dir nicht den Weg."

Das Schicksal winkte Ja, und Merkur verließ den gerechtesten der Throne.

3.

Welch' eine andre Scene begann nun auf der Erde! Die Himmlischen und Unterirdischen waren im feindlichen Kampf mit einander um die glücklich=unglückliche Menschenheerde; denn ihre Grenzen waren vom Schicksal geschieden, und die gerechte Nemesis war Bewahrerin dieser Grenzen. Der Schlund des Tartarus brachte Unheil an's Licht; Krankheiten und Seuchen, Erdbeben und Feuerströme stiegen hervor; das verführende Gold und das mordende Eisen. Die Parzen webten und schnitten ab; die Erynnien schwangen ihre Fackeln in die Herzen der Menschen; doch nicht anters, als ihnen die thatenverzeichnende Nemesis Erlaubniß gab und winkte.

Gegentheils thaten die Götter aus helfendem Mitleid mehr für die Menschen, als sie zur bloßen Zeitkürzung würden gethan haben; denn die Elenden waren ihr Werk. Merkur ging hernieder und gab ihnen das Geschenk der Sprache. Apollo ging her=

nieder, und ward ein jugendlicher Hirte; er lockte sie in ein friedliches Thal, und erweichte die Herzen der Jugend durch Gesang und Liebe. Bacchus ging hernieder und zeigte den Menschen die erquickende Traube; er preßte sie in den Becher des Gastrechts, den er mit Rosen der Freundschaft und mit dem Lotos milder Vergessenheit kränzte. So mischten sich tausendfach, unbekannt und in vielen Gestalten, die Götter unter die Menschen: sie besuchten die Hütten der Armen, und waren insonderheit bei'm Spiel der unschuldigen Jugend. Grazien und Tugenden aus dem Gefolge der Venus beschäftigten sich mit der schönsten Zeit des Menschen, wenn er im Liebreiz blühet, und allen sanften Eindrücken gern Raum gibt. Ja endlich bekam, zu noch größerer Sicherung, jeder Mensch am Tage seiner Geburt einen hülfreichen Genius, der ihn unsichtbar begleite, der aber, um seine Vernunft zu eigner Thätigkeit zu gewöhnen, ihn minder lehre als warne, ihn kräftiger rette als führe.

4.

Was sollten die Götter mehr thun, als sie thaten? und dennoch sahen sie viel vergebliche Mühe vom Werk ihrer Hände. Gern hätten sie den Menschen den kleinen Stolz gegönnet, daß sie alles das erfunden haben, was endlich die Genien und die verkleideten Götter für sie erfanden; wenn nur auch die Geschenke ihrer schönsten Erfindungen dem kindischen Geschlecht Nutzen gebracht hätten. Aber nach dem Spruch des Schicksals ward ihnen das Beste zum Aergsten. Bacchus mit seiner gekelterten Traube, Apoll mit seinem Gesang und Tanz, Merkur mit seiner Cyther und seiner überre=

benden Sprache, am meisten endlich Venus mit ihrem Zauberkelch der Freude und Liebe, sahen Folgen, an die sie nicht gedacht hatten, und für die sie keine Mittel mehr wußten. Die Thörichten und Verkehrten! sie fingen an, den Gott auch in seiner tiefsten Verkleidung zu erkennen und zu fliehen. Tugenden und Grazien wurden aus allen Spielen verbannt: der Liebreiz und die erröthende Schaam flohen die Wangen der Jugend, und für die Stimme des Genius war jedes Ohr taub, jedes Herz eisern. „Wir sind keine Götter," sprachen sie, „und wollen unter uns leben. Vernunft ist uns gegeben, und so bedürfen wir keiner einhauchenden Stimme beschwerlicher Lehrer."

Die Parzen schnitten und die Erynnien streuten Funken; Nemesis zeichnete an; die Erde war voll unglücklicher, und der Tartarus voll büßender Menschen. Voll Traurigkeit und Zorn über den Undank der Menschen zogen die Götter in den Olymp, und ließen ihnen ihre thierische Behausung.

5.

Bis Pallas einst vor Jupiter erschien, und ihn mit einem Andenken an's versunkene Menschengeschlecht störte. »Ruhest du, Vater?« sprach sie, »kannst du ruhen und dir verzeihen, daß du Unglückliche gemacht hast?«

»Ich habe sie nicht zum Unglück erschaffen wollen,« sprach er, und schwieg.

»Das beruhigt dich, Vater,« fuhr die fürsprechende Göttin fort; »aber auch dich nicht ganz, noch weniger jene Unglückliche selbst, und am wenigsten das hohe Schicksal, das dir alle Mittel der Linderung und Verbesserung ihres Zustandes in deine Hand gestellt hat.«

»Und welche wären übrig?« antwortete er in Unmuth. »Sind sie nicht alle versucht worden, um Undankbare zu verbinden, und Unglücklichen durch ihre eigene Schuld das Unglück zu mehren? Laß mich, Tochter!«

»Zürne nicht, Vater, sondern höre mich gütig an, wie du mich sonst hörtest. Die Mittel, die wir bisher an den Sterblichen versucht haben, waren ihnen auswärtige, fremde Mittel. Ein Gott mußte ihnen beistehen, ein Gen'us sollte sie warnen, ein höherer Geist für sie erfinden: was Wunder, daß sie diese fremden Wohlthaten sich zur Beute gemacht und gemißbraucht haben? Was Wunder, daß sie endlich dieses ganzen störenden Götterumgangs müde geworden sind? Das Gute quoll nicht aus ihrem Herzen, es ward nicht in ihrer eigenen Seele geboren.«

»Und was folgte daraus, meine Tochter?«

»Daß es ihnen auch nicht die Freude der Selbstempfängniß gab, den Grund der daurendsten mütterlichen Freude. Offenbar, o Vater, versahen wir's in unserer Menschenbildung, daß wir den Thon zu schwach und zu fein nahmen, daß der Hauch unseres Mundes sich ihnen in zu geringem Maaß mittheilte, als daß sie die Gefahren bestehen könnten, die ihnen das Schicksal auflegte. Wir müssen uns ihnen also noch enger zu verknüpfen, ihre inneren Kräfte zu stärken, und das Menschengeschlecht durch's Menschengeschlecht zu erheben suchen.«—

Die dunkle Philosophin hätte vielleicht noch lange so fort geredet; aber die schalkhafte Venus unterbrach sie, und warf dem Jupiter zu — den Apfel der Liebe.

Pallas schwieg und schlug den Schleier nieder; denn das hatte ihr dunkler Rath nicht gemeinet; die Auslegung der Venus aber gefiel, und Jupiter ging den Göttern vor an Beispiel. Er schlüpfte hinunter, bald als goldner Regen, bald als Schwan, bald in andern Gestalten, wo irgend er nur eine Schönheit fand, in der ein Funke von Götterseele gedeihen konnte. Einige Götter und selbst Göttinnen folgten nicht ungern; insonderheit ließ sich die zärtliche Mutter des Menschengeschlechts, die den Rath mit dem Apfel gegeben hatte, auch die Ausrichtung des Rathes sehr angelegen seyn, so daß zuletzt jeder entzückte Liebhaber in seiner Chloris eine Venus oder Grazie zu umarmen glaubte. Selbst die keusche Diana ward von der großmüthigen Begierde, Menschen zu veredeln, ergriffen, und hing, da sie sich ihrem Endymion leibhafter Weise zu nahen nicht wagte, mit zärtlich begeisterndem Blick über seinem schlummernden Auge. Nur zwei Göttinnen, Juno und Pallas, blieben keusch; jene aus Stolz und Eifersucht, diese, deren Rath gänzlich verfehlt war, aus schamhafter Weisheit.

6.

Die Scene des Menschengeschlechts ward nun in ihrem Innern verändert. Halbgötter und Heroen erschienen, nicht durch fremde, sondern durch eigene Kräfte; der Saame der Göttlichkeit war in sterbliche Leiber gepflanzet. Welche größere Thaten geschahen jetzt! welchen weitern Begierden gab die enge menschliche Brust Raum! Aeskulapius, Jupiters Sohn, erweckte Todte und verminderte dem Tartarus sein Reich. Herkules und so manche andere seiner Art, befreiten die Erde von Ungeheuern und drangen als Sieger selbst in die unterirdische Wohnung. Sanftere Göttersöhne kamen auf sanftere Art den Unterdrückten zu Hülfe; manchen frühern Simonides erretteten Castor und Pollux, ohne daß die Geschichte ihre Sagen erhalten. Als eine hülfreiche Flamme schwebten sie über den Masten der Schiffe, als glänzende Sterne über dem Schlachtfelde, und standen den Streitenden bei. Der Sohn Apollos und der Muse zähmte abermals thierische Menschen mit seinem Saitenspiel, und drang seiner geliebten Eurydice bis in's Reich der Schatten nach. So stifteten Göttersöhne den Bund der Freundschaft und Treue bis über das Grab: Heroen waren's, die Königreiche gründeten, Gesetze gaben, Staaten stifteten und noch in ewigem Nachruhm leben. Sie warteten nicht auf den Stab Merkurs, sie durch die Thäler der Unterirdischen zu führen; in Flammen gereinigt, stiegen sie selbst zum Himmel empor, und die Götter bewillkommten sie als ihre Söhne und Brüder. Im Himmel und an der Erde siegprangten die Göttersöhne und Venus lächelte über ihren Apfel der Liebe.

Aber wie bald ging auch diese Scene vorüber! Die alten Götter wurden ihres Werkes müde, und allmählig fing ihr Geist an unter den Sterblichen zu verhauchen. Die Abkömmlinge der Heroen waren zwar auf ihren Ursprung stolz; allein es war nur ein fremder, ererbter Vorzug, den sie jetzt zur Unterdrückung anderer Sterblichen mißbrauchten. Träge floh das Götterblut in ihren Adern, und dafür schmückten sie sich mit Wappen und Ahnen. Schon wollte Jupiter der Pallas Vorwürfe machen, wie sehr ihre Weisheit sie dieß Mal bei solchem Puppenspiel betrogen; als sie, ohne sich über einen Rath zu rechtfertigen, den sie niemals gegeben hatte, stillschweigend zur Erde hinabstieg und ihr Werk selbst anfing.

7.

Unter allen Göttern und Göttinnen hatte nämlich Pallas allein den Vorzug, daß sie ohne äußere Berührung im Haupt Jupiters erzeugt war, und also auch unmittelbar auf menschliche Seelen wirken konnte. Keiner Verkleidung bedurfte sie daher, um die Sterblichen zu unterrichten, noch weniger einer täuschenden Verführung. Sie warf die Flöte weg, die ihr Merkur leihen wollte, und die doch immer mehr auf die Ohren, als auf die Gemüther der Menschen, wirkte; dagegen theilte sie sich unmittelbar lehrbegierigen Seelen mit, die ihren Werth erkannten und ihre schweigende Gestalt liebten. Sie lehrte den Pythagoras schweigen und denken; ohne wachende Träume enthüllte sie ihm die Gesetze des Weltalls und öffnete sein Ohr der Harmonie der Sphären. Den begeisterten Plato führte sie in's Reich der Seelen, sie

zeigte ihm den Staat der Götter, und selbst die himmlische Liebe. Den Brutus und Scipio bewaffnete sie mit ihrem undurchdringlichen Schilde, und flößte das Gefühl in sie, nicht nur das Vaterland, sondern auch die Tugend zu lieben, den Neid zu verachten, und sich durch sein Schlangenhaar nur anreizen zu lassen zu größerer Tugend. Deshalb setzte sie das Haupt Medusens auf ihre Brust und gab der Furie daselbst eine himmlische Schönheit. Mit ihrer schlichten Lanze, die einst die Riesen niedergeworfen hatte, schlug sie den Fels, und es ging aus ihm hervor der wohlthätige Oelbaum. Nicht Sieger der Feinde, sondern Wohlthäter der Menschen krönte sie mit seinem friedlichen Laube, am liebsten aber den, der sich selbst überwand und mit sich in Frieden lebet. Auch sah sie bei dieser Belohnung auf keinen Stand, auf kein Geschlecht, auf kein Alter. Sie brachte sie dem Sklaven Epiktet sowohl, als dem geplagten Marc-Aurel auf seinem bestürmten Throne; inwendig in ihre Seele goß sie aus das Oel des himmlischen Friedens. Auch das weibliche Geschlecht entging nicht ihrer schwesterlichen Aufsicht: sie erfand, nicht für sie, sondern in ihnen, alle Künste der Arbeitsamkeit und des stillen häuslichen Fleißes. Mit der Penelope webte sie ihr frommes Gewand, und erquickte die Harrende durch Thränen ihrer geduldigen Hoffnung. Selbst den Tod lehrte sie einige Edle ihres Geschlechts verachten. Sie gab der Arria den Dolch in die Hand, und verwandelte die Kohle der Porcia in glühenden Nektar. Ihren besten Lieblingen aber, Männern und Weibern, gab sie ihr Bild, das Palladium der Unschuld. Als Siegerin erschien sie jetzt im Olympus, ohne Stolz, in ihrer bescheidenen schweigenden Größe. Jupiter gab ihr das menschliche Geschlecht, um welches sie die größten Verdienste hatte, zu eigen, und sie erwählte sich, statt aller Lustbarkeiten des Himmels, die Erde zu ihrer stillen und vertraulichen Wohnung. Am liebsten wohnet sie bei dem überlegenden und geschäftigen Weisen, und freuet sich des stillen Glücks einer guten Erziehung.

eines häuslichen, arbeitsamen Lebens. Dafür höhnte nun freilich die umschweifende Venus sie mit dem Symbol einer dunklen Nachteule; das Schicksal selbst aber sandte ihr, als der einzigen und besten Ausführerin seiner Rathschlüsse, ein Sinnbild edlerer Art, den Sphinx, das Bild einer verborgenen Weisheit.

Noch ist dein Reich, o große Göttin, hie und da nur im Dunkeln auf der Erde; möge es bald ein allgemeines lichtes Reich werden!

Morgenländische Blumen.

Lob der Gottheit.

Lob sey dem ewigen Gott! Ihm nahet, wer ihm gehorchet;
Wer ihm danket, genießt zwiefach des Gebenden Huld;
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben erweitert,
Wie der Athem, den wir wieder verathmen, erquickt.

Seinem Knechte, dem wärmenden Ostwind, hat er geboten,
Daß er des Hauses Flur köstlich belege zum Fest
Mit smaragdnen Tapeten. Er hat der Wolke befohlen,
Daß sie mit Ammenbrust Kräuter und Pflanzen erzieh',

Zartgeborne Kinder. Zum neuen Jahre des Frühlings *)
Bringt er den Blumen ein Kleid, Zweigen den blumigen Hut.
Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes in Zucker,
Hebet den Dattelkern sprießend zur Palme empor.
Wolken und Wind und Himmel und Mond und Sonne beeifern
Sich zum Dienste für dich; diene mit ihnen, o Mensch!

Die an der Pforte des Heiligthums anbeten und feiern,
Sprechen: »Wir ehren Dich nicht, Höchster, wie Dir es gebührt.«
Die des Erhabenen Glanz in seiner Schöne beschreiben,
Klagen, in Schrecken gehüllt: »Herr, wir erkennen Dich nicht.«
Fragete mich nun Einer nach seinem Lobe; was soll ich,
Ich Geistloser von ihm sagen, der zeichenlos ist?
Liebende geben sich hin zum Opfer ihres Geliebten,
Und das Opfer verstummt. —

Niedergebeuget das Haupt, saß einst ein Verehrer der Gottheit
Tief in den Ocean seiner Betrachtung gesenkt.
Als er emporkam wieder vom tiefen Meer der Gedanken,

---

*) Bei den Persern fängt das neue Jahr mit dem Frühlinge an. Die Gewohnheit der morgenländischen Könige, ihren Dienern und Lieblingen als Hausgenossen Geschenke und Kleider zu geben, ist bekannt.

Fragt' ihn traulich ein Freund: bringest du uns ein Geschenk
Aus dem Garten, in dem du gewesen? Ich war in dem Garten,
Sprach er, wo glänzend umher Rosen, die vollesten, blüh'n.
Sehnend nahet' ich mich, mir Schooß und Busen zu füllen,
Meinen Freunden und dir, Freund, zum erquickenden Gruß.
Aber betäubt und trunken vom Duft der himmlischen Blumen,
Ließ ich sinken das Kleid, sank mir die brechende Hand.

Die du die Liebe singst, o Nachtigall! lerne die Liebe
Von der Mücke, die sich stumm in der Flamme verzehrt.

O Du, höher als jeder Gedank' und jegliche Meinung,
Höher als jedes Bild, jegliche Rede von Dir,
Siehe, wir hörten und lasen, was je von den Vätern gesagt war,
Sprachen darüber lang'; aus ist nun unser Gespräch.
Unser Leben am Ziel und unsre Beschreibung am Anfang,
Draußen der Pforte zu Dir stehen und staunen wir noch.

Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit Pflichten entsaget,
Sitzt im Finstern und hält immer den Spiegel vor sich.

Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund! Dem Silber gleichet die Rede,
Aber zu rechter Zeit schweigen ist lauteres Gold.

Das wahre Lob.

Wer der Sterblichen weiß, was das Herz des Sterblichen einschließt?
Wer als der Schreiber versteht eine versiegelte Schrift?
Schmähe mich also nicht mit falschem Lobe von außen;
Lob, was ich selbst mir gab, dieses erfreuet mich nur.

Staub und Edelstein.

Edel bleibet der Edelgestein, und läg' er im Staube;
Flög' er gen Himmel empor, bleibet der Staub, was er ist.

Die Abkunft.

Rühme dich nicht des Stammes, von dessen Natur du nicht mehr bist;
Was von dem glänzenden Feu'r stammet, wird Asche genannt.

Gefährliche Schönheit.

Schönheit ist ein mißlich Geschenk. Sie machet den Liebling
Eitel, und wenn sie entflieht, läßt sie ihn traurig und leer.

Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
  Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Gabe der Vernunft.

Wem das Gehör der Vernunft versagt ist, kann er ihr folgen?
  Wen fortziehet das Glück, wird er nicht folgen dem Glück?
Lieblingen Gottes allein wird Nacht zum hellesten Tage;
  Keines Armes Gewalt schaffet die Helle sich selbst.

Vergangenheit und Zukunft.

Glücklich, wer das Vergangene sich vorsetzet zum Lehrbild,
  Daß er der Zukunft nicht selber ein Warnender sey.
Also scheuet der Vogel den Ort, wo Vögel berückt sind;
  Nimm Beispiele, damit du sie nicht Anderen giebst.

Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit seinen Gestalten,
  Schmerz und Freude verrauscht, Bittres und Süßes entflieht;
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
  Unsere Qualen entfliehn; seine begleiten ihn fort.

Der Heuchler.

Sage dem Heuchler: es ist der Koran vom Himmel gekommen,
  Daß er die Menschen erzieh', nicht um bemalet zu seyn
Mit des Apostels Bilde. Der Priester sonder Erkenntniß
  Gleicht dem niedrigen Fuß, ohne des Sehenden Haupt.
Löblicher ist der Sünder, der reuig zum Boden die Stirn neigt,
  Als der Andächtige, der stolz in die Wolken sich hebt.

Der Fromme und der Weise.

Werde vom Frommen ein Weiser. Der Fromme rettet sich selbst nur;
  Aber der Weise hilft, wem und worin er es kann.

Der Tapfere.

Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt;
Der ist's, der auch im Zorn gütig die Worte beherrscht.

Verschwendete Mühe.

Und regneten die Wolken Lebensbäche;
Nie wird der Weidenbaum dir Datteln tragen.
Verschwende nicht die Zeit mit schlechten Menschen;
Gemeines Rohr wird nie dir Zucker geben.

Kannst du ein gutes Schwert aus weichem Thone dir schmieden?
Aendert, von Menschen gehegt, je sich des Wolfes Natur?
Ist's nicht einerlei Regen, der hier auf salzigem Boden
Distel und Dornen erzieht, Blumen den Gärten verleiht?
Also verschwende du dir nicht Saamen und köstliche Wartung:
Böses den Guten und Gut's Bösen erzeigen, ist Eins.

Unwissenheit.

Unwissenheit ist vor dem Tode Tod.
Lebend'ge Gräber sind Unwissende;
Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
Weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf.

Die Rüstung.

Weisheit und Wissenschaft sind Waffen gegen das Laster;
Du, ein gewaffneter Mann, willst sein Gefangener seyn?
Irrt der Blinde, so zeigt mitleidig jeder den Weg ihm;
Stürzet der Seher hinab, wird er von Allen verlacht.

Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegst, bewahre den Fuß und den Flügel
Vor dem Honig der Lust; oder du klebest daran.

Königes Dienst.

Rühme dich nicht des Dienstes, den du dem König erzeigest,
Gnade hält er es dir, daß er zum Dienst dich gebraucht.

Die Fahne und der Teppich.

Zu Bagdad im Pallaste redet' einst
Die Kriegesfahne so den Teppich an:
»Wir, eines Herren Diener, ich und du,
Wie anders gar ist unser Dienst und Lohn!
Ich matt von Zügen und mit Staub bedeckt,
Bin ohne Rast und Ruh auf Reisen stets,
Und allenthalben der Gefahr voran.
Du, fern von Wüsten, Staub, Gefahr und Müh',
Von Schlachten fern und von Belagerung,
Weilst hier am Hofe unter Jünglingen
Und Jungfraun, schöner als der schöne Mond,
Von Salben duftend, mir an Herrlichkeit
Und Ehre weit voran. Ich, in der Hand
Der Diener, jetzt der rauhen Winde Spiel,
Jetzt eingefesselt und dahin gestellt.« —

Der weiche Teppich sprach: »Dagegen hebst
Du auch dein stolzes Haupt zu Sternen auf;

Ich liege hier zu meines Herren Fuß
Und bin als Sklave nur geehrt und reich.
Wer ehrsuchtsvoll sein Haupt erhebet, der
Sucht in der Höhe selbst Gefahr und Sturm.«

Könige und Weise.

Weisere Männer bedürfen minder der Könige Freundschaft,
Als der König des Raths weiserer Männer bedarf.

Der taube König.

Stelltest du taub dich, König? O zieh' aus den Ohren die Wolle;
Uebe Gerechtigkeit, oder dein Richter erscheint.
Alle des Adams Söhne sind Glieder unter einander.
Leidet ein einziges Glied, jedes empfindet den Schmerz.
Bist du allein nicht, der ihn empfindet, so nenn', o du Einz'ger!
Dich nicht unsres Geschlechts, nenne nicht König dich mehr.

Die zertret'ne Mücke.

Weißt du nicht, wie der Mücke dir unter'm Fuße zu Muth sey?
Eben wie dir, wenn dich ein Elephante zertritt.

Stolz und Güte.

Süß ist der coloquintene Trank, den Güte dir darreicht;
Bitter der Zucker, den uns murrend der Stolze verehrt.

Gottes Lieblinge.

Wie du des Königes Huld durch seinen Liebling erlangest,
Also des Ewigen Huld, wenn du die Menschen erfreust.

Der Schmeichler.

Gegenwärtig bei dir ist jeder Schmeichler dem Lamm gleich,
Der abwesend dich selbst gleich einem Wolfe zerreißt.
Traue dem Manne nie, der fremde Gebrechen dir aufdeckt;
Wisse, daß eben so gern Andern er deine verräth.

Vorwürfe.

Gottes Strafen entgehen kannst du durch reuige Bess'rung;
Aber der Menschen Schmach tilget auch Besserung nicht.
Dulde den Vorwurf still, und danke Gott für die Wohlthat,
Daß du dich besser fühlst, als dich ein Sterblicher wähnt.

Gott und der Mensch.

Gott siehet die Fehler, und decket sie zu; der menschliche Nachbar
Sahe sie nicht, und erzählt, was er nicht sahe, der Welt.
Wüßten die Menschen, o ewiger Gott, von Menschen, was du weißt,
Niemand der Lästernden mehr hätte vor Lästernden Ruh'.

Der gute Mann und der Sünder.

Gehet der gütige Mann dem Sünder vorüber, er gehet
Schonend vorüber, und deckt seine Gebrechen nicht auf.
„Hab' ich gefehlet, warum willst du auch, Heiliger, fehlen?
Daß du mich stolz und kalt, wie ein Ungütiger, schmähst."

Zufriedenheit.

Willst du dir Hoheit wünschen; du kannst nichts Höheres finden,
Als der Zufriedenheit unüberwindliche Macht.
Habe der Reiche Gold; die Geduld des Armen ist mehr werth,
Als sein goldener Schatz, welchen die Sorge bewacht.

Der aufsteigende Seufzer.

Nicht vom Walde, der brennt, steigt so zum Himmel der Rauch auf,
Wie des gepreßten Mannes Seufzer gen Himmel sich hebt.

Morgengesang der Nachtigall.

Weißt du, was die Nachtigall singt? An jeglichem Morgen
Singt sie: „Wer bist du, Mensch, daß dich die Liebe nicht weckt?
Siehe, das Lüftchen weht, es säuseln die Blätter der Bäume;
Jegliche Blume fühlt sich neu gestärket und jung.
Jegliches Blatt der Rose wird Zunge, den Schöpfer zu preisen,
Zunge wird jegliches Laub; und du verstummest, o Mensch?“

Gottes= und der Könige Furcht.

Fürchteten Gott wir so, wie wir die Könige fürchten,
Engel wären wir dann, machten zum Himmel die Welt.

Der nächste Freund.

Näher als ich mir selbst, ist mir die Güte des Schöpfers;
Wie dann, daß ich von ihm öfter mich fühle so fern?
Kann ich den Freund, der in Armen mich hält, abwesend beweinen?
Kann ich mich dem entziehn, der mir mich selber geschenkt?

Die heitere Stirn.

Suchst du Hülfe des Freundes, so suche mit heit'rem Gesicht;
Leichter gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden Einem vertrauen,
Gehe zum Heitern, er ist auch der barmherzige Mann.

Vernunft und Sprache.

Reden erhöhet der Menschen Geschlecht hoch über die Thiere;
Sprichst du ohne Vernunft, stehet das Thier dir voran.

Kunst und Glück.

Nicht durch Streben allein erlangt man Ehren und Reichthum;
Mehr als alle Gewalt fördert ein günstiges Glück.
Hingen hundert der Künste dir auch an jeglichem Hauptthaar;
Alle hangen umsonst, kränzet das Schicksal sie nicht.

Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht, und nicht anwendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu säen vergißt.

Das Unersättliche.

Weißt du, was nie zu ersättigen ist? Das Auge der Habsucht;
Alle Güter der Welt füllen die Höhle nicht aus.

Der Handelsmann.

Ein Kaufmann, der zweihundert lastbare
Kameel' und Knechte, Diener ohne Zahl,
Und zahllos Gut besaß, nahm einst mich in
Sein Haus und sprach die ganze Nacht hindurch:
„Hier hab' ich einen Kaufbrief auf so viel
Besitz; hier eine Handschrift auf so viel
An Geld, mit guter Bürgschaft. Dieser ist
Mein Handelsfreund in der Türkei; ich denke
Nach Alexandrien anjetzt zu gehn.
Die Luft ist da gesund; nur fürcht' ich mich
Vor'm Meer bei Magrib. Immer aber muß,
Eh' ich zur Ruhe mich begeben kann,
Ich doch noch Eine Reise thun."

„Wohin?"

Sprach ich.

Ich führe parthischen
Schwefel zum Indus; denn da gilt er viel.
Sinesische Geschirre bring' ich dann
Zurück nach Griechenland; und Seidenzeug
Von da nach Indien. Aus Indien
Stahl nach Aleppo; aus Aleppo Spiegel
Nach Yemen in Arabien; von da
Camlott nach Persien und andres mehr. — —
Dann geb' ich meinen schweren Handel auf
Und setze mich in Ruh. Nun, Sadi, sage
Auch du mir, was du Guts gehöret hast.

„Ich hörte," sprach ich, „auf dem Felde Gur,
Als einer Caravane Führer vom
Kameele fiel und todt am Boden lag,
Jemanden sagen: „„Eines Menschen Auge,
Die enge Höhle, füllt nur Zweierlei:
Genügsamkeit, und wo nicht die, das Grab.""

Leben und Gut.

Güter sind uns gegeben, des Lebens Last zu erleichtern;
Nicht das Leben, um uns schwer zu beladen mit Gut.
Glücklich ist, wer genießet und sä't; wer stirbt und zurückläßt,
Hieß ein reicher, und war nur ein unglücklicher Mann.

Mäßigkeit.

Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung; wäre der Reiche
Billig: die Erde säh' keinen Bedrängeten mehr.

Die Dornen am Wege.

Viel sind Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand Eines Mitwanderers Herz.

Der König und der Bettler.

„Dann ist am wohlsten mir," so sprach ein prassender König,
„Wann mich auf Erden nichts, Gutes und Böses nicht, kränkt."
„Mächtiger," sprach ein Bettler, der nackt lag unter dem Fenster,
„Ist dieß Königes Glück, bin ich so glücklich wie du."

Die lieblichste Traube.

Willst du wissen, o Mann, wem deine süßeste Traube
Wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

Die nutzlose Mißgunst.

Niedrige Seelen wünschen dem Glücklichen Jammer und Unglück,
Schauen, die Sonne mit Gram, die dem Zufriedenen lacht.
Doch wenn Eulen und Fledermäus' am Mittag erblinden
Und verwünschen das Licht, dunkelt die Sonne darum?

Verstand und Gemüth.

Mannes Verstand zeigt oft auch Eine flüchtige Stunde;
Mannes Gemüth bewährt oft mit den Jahren sich erst.

Freundschaft der Könige.

Traue des Königs Huld, wie der hellen Stimme des Knaben;
Jene zerstöret ein Wahn, diese verändert ein Traum.

Anfang des Uebels.

Das junge Bäumchen, eh' es Wurzel schlägt,
Entnimmst du seinem Ort mit leichter Hand;
Gewurzelt wird es kaum ein stark Gespann
Mühsam entreißen seinem festen Platz.

Diese Quelle bedecket ein Krug; doch laß sie ein Strom seyn,
Watet der Elephant selber mit Mühe durch sie.

Langsames Glück.

Langsam=kommendes Glück pflegt auch am längsten zu weilen;
Schnelle Vortrefflichkeit stehet am ehesten still.
Vögel, entschlüpfend dem Ei, sind, was sie sollen, von Anfang;
Langsam wächset der Mensch, aber zum Herrscher der Welt.

Das Flüchtige.

Geld in des Armen Hand, und Geduld in des Liebenden Seele,
Und das Wasser im Sieb eilet und fliehet davon.

Anmuth des Gesanges.

Mehr als die Schönheit selbst bezaubert die liebliche Stimme;
Jene zieret den Leib; sie ist der Seele Gewalt.

Trost des Lebens.

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu sehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Lust für Gram.
Wie oft begann ein gift'ger Wind, und schnell darauf
Erfüllete der lieblichste Geruch die Luft!
Oft drohte dir ein schwarz Gewölk, und ward verweht,
Eh' es der Sturm ausschüttete aus dunkelm Schooß.
Wie mancher Rauch, der sich erhob, war Feuer nicht!
Sey also stets, im Unfall auch, voll guten Muths.
Die Zeit bringt Wunder an den Tag; unzählbar sind
Die Güter, die du hoffen kannst, vom großen Gott.

Das Leben der Menschen.

Süß ist das Leben, doch ach, das Leben währet nicht ewig;
Wenige Tage, so ist's wie ein Gedanke dahin.
Immer wanket die bittre Fichte des menschlichen Hieseyns;
Glaub' es, und immer trägt Blüthe der Jugend sie nicht.
Schön ist die Rose, sie duftet mit zart=entknospetem Kelche
Lieblich: jedoch du weißt, daß sie in Kurzem verblüht.
Also auch du, im zärtlichen Schooße der Mutter Erzog'ner,
Traue der Mutter Natur sanfter Verzärtelung nicht.
Gehe nicht sicher dahin, wie das Lamm mit hangendem Haupte
Sorglos weidet; es sind Heere der Wölfe dir nah.
Braucht es, des Weisen Ohr zu betäuben mit langer Erinn'rung?
Wer denn kennet sie nicht, Wechsel und Fluthen der Welt?
Athme den Frühlingswind; wo irgend auf Erden er wehe,
Treibet der Herbstwind ihn stürmend und schleunig hinweg.
Hättest du alle Reiche der Welt, mit alle den Reichen,
Kauftest nimmer du dir Einen zu lebenden Tag.
Also hefte das Herz, Freund Pilger, nicht an die Herberg';
Bauet der Reisende sich mitten im Reisen ein Haus?
Haschest du nach Begierden hienieden; o glaube, Geliebter,
Nieden ist nicht der Ort, der die Begierde vergnügt.
Wer Gott liebet, der achtet die Welt nicht über Verdienst hoch;
Denn er weiß es, sie gibt keinen gesicherten Tritt.
Thue du, was dir gebührt. Vor Allem zähme die Zunge;
Glaub' es, auf Erden gibt's keinen verderblichern Feind.
Pflege der Wissenschaft; kein Pfad ist sichrer dem Menschen,
Als den lange der Fuß weiserer Menschen betrat.

Hebe die Hände zum Thron, den Alle betend umringen;
Nichts ist dem reinen Gemüth süßer, als beten zu Gott.
Meide den Schmerz, je Einen der Freunde gekränket zu haben,
Aber vor allen den Freund, welchem kein Andrer gleicht.

Sadi, du hast die Welt mit dem Schwerdt der Rede gewonnen,
Danke; du thatst es nur zu des Unendlichen Ruhm.
Deiner Gesänge Ruf alle Länder erfüllet,
Schnell wie der Tigris strömt, mächtig und stürzend wie Er.
Aber nicht Jeder, o Freund, erobert' im Sturm, was er wünschte;
Glück und Gedeihen, es wird selten in Kämpfen erlangt.

Die Cypresse und der Palmbaum.

Schau' die hohe Cypresse; sie trägt nicht goldene Früchte,
Aber sie stehet dafür immer in fröhlichem Grün.
Kannst du, so sey ein nährender Palmbaum; kannst du es nicht seyn,
Sey ein Cypressenbaum, ruhig, erhaben und frei.

Müh' und Belohnung.

Willst du den Honig kosten, und Bienenstiche nicht ausstehn?
Wünschest Kränze des Siegs, ohne Gefahren der Schlacht?
Wird der Taucher die Perle vom Meeresgrunde gewinnen,
Wenn er, den Krokodil scheuend, am Ufer verzieht?
Also wage! Was Gott dir beschied, wird Niemand dir rauben;
Doch er beschied es dir, dir dem beherzeten Mann.

Zwei Blüthen.

Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitterer Früchte
Blühn zwei Blüthen, vom Thau himmlischer Güte bethaut.
Dichtung die Eine, sie labet den Geist mit Wasser des Lebens;
Freundschaft die Andre, sie stärkt, heilt und erquicket das Herz.

Edle und niedrige Freunde.

Freunde niederer Art, sie gleichen dem Erdengefäße;
Leicht zerbricht es, und schwer wird es von Neuem ergänzt.
Bessere Seelen gleichen der goldenen Schale, die nie bricht;
Nie vom Roste befleckt, ist sie und bleibet sie Gold.

Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier seyn;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

Freundschaft.

Wie der Schatten früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit den Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Die Kohle.

Flieh' ein schwarzes Gemüth; wirf weg die garstige Kohle,
Glühend brennet sie dich; gluthlos beschmutzt sie die Hand.

Vorsehung.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papageyen das Kleid gab,
Weiß und gefärbet und grün; hätt' er nicht Kleider für dich?
Eher windet sich nicht vom Mutterherzen der Säugling,
Bis in der Mutter Brust Fülle der Nahrung ihm quillt.

Die Sache der Menschheit.

„Dieß ist einer von Uns; dieß ist ein Fremder!“ So sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein Einiges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als Seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen sich die Aeste freundlich nieder.
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt;
Neigt er sich, damit er Andern helfe.

Die Weihe des Fürsten.

Badest im Strome du dich? O König, die innere Seele
Wäscht kein Wasser; sie will einen lebendigen Strom.
Treue heißt er, er rollt voll *Mitgefühles* die Wellen,
Zwischen Ufern des *Rechts*, und der wohlthätigen *Huld*.

Edelstein und Glas.

Möge der Juwel im Staube liegen,
Schimmre Glas auch in des Königs Krone;
In des Künstlers, in des Käufers Händen
Wird erkannt, was Glas und was Juwel sey.

Der Liebling des Glückes.

Die Glückesgöttin ist ein junges Weib;
Sie liebet keinen alten Ehgemahl,
Der träg' und müssig auf's Verhängniß hofft,
Und seiner Sünden Schuld entkräftet trägt.

Der Mann von edler Seele, von Entschluß
Und Kraft, der seine Thaten richtig wägt,
Und fremde gütig richtet; unbefleckt
Am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
Und Freund, Er ist der Göttin Liebling.

Sache und Erfolg.

Was dich reget, sey die Sache,
Die du thust, nicht ihre Folgen.
Elend wird, wer sie berechnet;
Weisheit ruhet in der Handlung.

Gedeihen der Menschheit.

Abgetrennet vom Leibe gedeiht kein lebendes Glied mehr;
Menschen von Menschen getrennt, sind ein entfallenes Haar.

Religion.

Niemand schaden, Allen Hülfe leisten,
Jedermann ein heiliger Altar seyn,
Ist Religion. Und diese Freundin
Geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.

Verschwendeter Werth.

Wer auf dieser Welt geboren,
Nicht nach edlen Werken trachtet,
Um dereinst im weitern Leben
Dieses Lebens Frucht zu sammeln:
Der durchwühlt mit goldnem Pfluge
Mühsam einen dürren Boden,
Nur um Unkraut drein zu säen.
Einen Krug von Edelsteinen
Setzet er zum Sandelfeuer,
Schlechte Hülsen drein zu kochen.
Einen schönen Dattelgarten
Haut er ab, daß statt der Palmen
Er darin sich Nesseln pflanze.

Die Nachtigall und das Weib.

Schönheit der Nachtigall ist der Nachtigall liebliche Stimme;
Schönheit des Weibes ist sanfte, gefällige Treu'.
Sie ist das Herz des Mannes, des Hauses Seele, die Mutter
Ihrer Kinder, an ihr hanget die künftige Zeit.

Vollendung des Werks.

Und ob ein Unerfahrner dich verlachte,
Und ob sich Unglück dir entgegen stellte,
Du sterbest über lang' und kurze Jahre;
Verfolge kühn dein klugbegonnen Werk.

Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

Andacht.

Von Begierden frei und frei von Lohnsucht
Thut der Weise Gut's und weiß es selbst nicht.
Unbefangen vom Erfolg der Thaten
Weiht er sie der Andacht reinem Feuer.
Gott ist seine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfrer,
Und nur Gott kann seines Opfers Lohn seyn.

Mißbrauch.

Tugend zu mißbrauchen, ist gefährlich,
Weit gefährlicher als keine haben.

Werth des Kleinsten.

Wenig zu wenig gelegt, wird bald zum steigenden Haufen;
Tropfen nach Tropfen wird einst mit den Jahren ein Strom.

Die mähende Zeit.

Wo ist deine Mutter? wo ist dein liebender Vater?
Wo die Freunde, die einst mit dir die Jugend getheilt?
Wo so Viele, die um dich lebten? Sie blühten wie Bäume,
Hart am Ufer; der Strom riß mit dem Ufer sie hin.
Also mähet die Zeit; sie mäht zur Rechten und Linken,
Dir vor den Augen, und du, Sterblicher, siehest es nicht?

Feindschaft zwischen Freunden.

Fache den Funken nicht an, der zwischen Freunden erglimmt ist;
Leicht versöhnen sie sich, und du bist Beiden verhaßt.

Eigener Glaube.

Suche, was deiner Natur gemäß ist. Jegliches Wesen
Wirkt in eig'ner Natur, in ihr nur ruhig und glücklich.
Wer sich der äußeren Wirkung ergiebt, wird Feinden gefangen.
Auch die Religion, der Glaube, der deines Gemüths ist,
Ist dir besser, o Freund, als des Fremden besserer Glaube.

Wahrheit und Recht.

Wie die Strahlen der Sonne, so können des Rechts und der Wahrheit
Strahlen verlöschen nie; prob' es, sie zünden von selbst.

Lob und Lüge.

Wer die Wissenschaft der Güte vorzieht,
Wird nie glücklich seyn; und wer den Menschen
Loben liebet, dient gewiß der Lüge.

Der eigene Schatten.

All-Hallils Rede.

Erfreue dich des Lichts auf deinem Wege,
Du Erdenpilger, und geh' rüstig fort,
Daß dich die Nacht nicht übereile.

Sieh

Dort jenen Knaben, der sich seines Schattens,
Des langen Schattens in der Abendsonne,
Frohlockend freut. Er klopfet in die Hände,
Daß dieß sein Wahnbild ferne Hügel deckt,
Und stehet still und säumt. Indessen sinkt
Die Sonne; finstre, kalte, schwarze Nacht
Stürzt aus Frohlocken ihn in Herzensangst,
Aus Angst des Herzens in Verzweifelung.
Er höret Stimmen, Todesstimmen.

Jüngling,
Wenn du dich deines eig'nen langen Schattens
Erfreuest, weh' dir! so ist deine Sonne
Dem Untergange nah'. So lange Licht,
Ein hohes Licht dich führt, vergissest du
Des Wahnes hinter dir, und eilest fort.

O Herr der Welt, die Menschen vor dir spielen,
Wie Kinder in dem Sande, nennen's Weisheit,
Und hochgerühmte Kunst; und messen sich,
Und zanken über ihres Schattens Schatten —
Indessen du auf Wettern fährst und Welten
Zehntausendmal zehntausend ordnend lenkst.
Wer sagt von dir: Hier bin ich? Sind wir doch
Ein Nichts, das du zu Etwas, und, o Vater!
Das du zu ew'gem, ew'gem Zweck erschufst.

Nutzlose Kraft.

Ohne Gelegenheit ist die Hand des Starken in Fesseln!
Nützet dem Löwen die Kraft, dem man die Klaue geraubt?

Was in deiner Gewalt ist.

Niemand der Sterblichen je zu kränken, das hab' ich in Händen;
Doch zu verhüten den Neid, steht nicht in meiner Gewalt.

Die schweigende Nachtigall.

Warum, o Nachtigall, hörst du schweigend den krächzenden Raben?
„Weil eine Nachtigall gern neben dem Raben verstummt.“

Das leuchtende Gestirn.

Wie das erhab'ne Gestirn dem Wanderer leuchtet im Thale,
Und dem Schiffbrüchigen glänzt; also erhebe du dich.
Nicht wie der niedrige Rauch, der emporsteigt, um in der Höhe
Zu verschwinden; er ist auch in der Höhe nur Rauch.

Das Aeußere und Innere.

Hängst du Tapeten von sieben Farben über der Thür' auf,
Und dein inneres Haus ist mit der Matte belegt?

Dein Bruder.

Wer ist ein Bruder mir? Der in der Noth mir zur Hülf' kommt.
Wuchsest du denn vom Baum, daß du es Andern nicht bist?

Die Krähe.

Wer nicht trachtet nach Gut, damit er auch Andre beglücke,
Wer für Kinder und Weib, Vater und Mutter nicht lebt,
Wer sich der Menschen nicht, nicht ihrer Freuden erfreuet,
Ist wie die Krähe; sie lebt arm von erstohlenem Gut.

Mitgefühl.

Fremde gesellen sich gern. Wer nie verlassen gewesen,
Weiß im Innersten nicht, wie's dem Verlassenen sey.

Falsche Hoffnung.

Wer auf dem Wagen der Hoffnung fährt, hat Eine Gefährtin
Sicher zur Seite. Das Glück? Nein doch! Die Armuth, o Freund!

Der schlafende Tyrann.

Einen Tyrannen sah ich am hellen Mittage schlafen;
Pest des Menschengeschlechts, schlummere, schlummere fort,
Sprach ich. Wer im Schlaf mehr, als im Wachen der Welt nützt,
Dem wünscht Jeder so gern ewigen Schlummer, den Tod.

Strafe der Unschuld.

Sich des Bösen erbarmen, das heißt, den Guten verabscheun.
Wer dem Verbrecher verzeiht, strafet die Unschuld für ihn.

Verrath.

Löblich ist es, verzeihn. Doch Menschenquälern die Wunde
Zu balsamen, es ist gegen die Menschheit Verrath.

Unmäßigkeit.

Nähre den Leib zu sehr, so werden die Bande der Seele
Sanft von einander gehn, dünner und dünn wie ein Haar.
Füttere deine Begierden, du nährest hungrige Wölfe;
Reißen sie einst sich los, wirst du ihr Opfer zuerst.

Der Zorn.

Zähle dich nicht zu Menschen, so lange Zorn dich empöret;
Nur in der Ruhe gedeiht Menschheit des Menschen, Verstand.

Verschwiegenheit.

Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimniß;
Forderst du Treue von ihm, die du dir selber versagst?

Unnütze Rede.

Was nützt dem Thoren weise Rede? was
Nützt ihm ein Zuspruch, der ihn bessern will?
Denn kommt es hoch, so stützet er das Haupt
Auf seine Rechte, nickt und gähnet: Ja!
Und dehnet sich, und möchte gern hinweg.

Zur Rechten und zur Linken sieht er Reichthum,
Und vor ihm Ehrensäulen; hinter sich
Jungfrauen.

So der Thor. Er kennet Alles,
Versteht und weiß. Was Weisen Zweifel macht,
Ist ihm gewiß.

Wie durch ein Loch des Daches
Das Mondlicht scheint, so scheint des Weisen Rede
In eines Thoren Herz.

Gleichgültig ist
Der trock'nen Thierhaut Sonnenschein und Regen;
Selbst Glück und Unglück wirkt auf Thoren gleich.

Wahre Wohlthat.

Speise mit Wohlthat du den Bedürfenden; himmlisches Manna
Kostet er; rück' es ihm auf, wird es ihm Aloe, Gift.

Der unerkannte Feind.

Nie verachte den Mann, eh' du sein Inn'res erkannt hast;
Wähne den Busch nicht leer, den wohl ein Tiger bewohnt.

Trommel und Laute.

Rühre die Laute nicht, wenn ringsum Trommeln erschallen;
Führen Narren das Wort, schweiget der Weisere still.

Der Zuträger.

Wer dir zubringet, nimmt. Wer fremdes Geheime dir zuträgt,
Wisse, der will von dir deine Geheimnisse, Freund.

Königsdienste.

Der Feueranbeter habe hundert Jahr
Dem Gott gedienet, und ihn angefacht;
Ergreift die Flamm' ihn Einen Augenblick,
Vergessen ist sein Dienst; er wird verzehrt.

Geduld.

Dulde, mein Freund, Geduld ist die schönste Zierde der Edeln.
Weißt du? der Freude Thor schließet ein Schlüssel, Geduld.
Freund, der Geduldigen Thor ist stets geöffnet; es ziehet
Durch dasselbe hinein — wer? der Geduldigen Schaar.
Drücket dich Unfall; stehe beherzt; Geduld ist ein Panzer.
„Aber mein Weg ist beengt.“ Dulde! dort weitet er sich.

Zu früher Genuß.

Wer seine Saat auffisset im Keime, der nehm' in der Erndte
Statt der Aehren denn auch einzeln mit Stoppeln verlieb.

Wiedervergeltung.

Wer des Gefallnen nicht schonet, der fürchte Vergeltung!
Ihm, dem Gefallenen, reicht Keiner den helfenden Arm.

Der kleine Feind.

Wer einen kleinen Feind der Schwäche wegen verachtet,
Lässet den Funken glühn, weil er kein Feuer noch ist.

Veränderung des Orts.

Reise! Verändre den Ort. Des Lebens reifeste Frucht wird
Durch Erfahrung, die dir Sinn und Gedanken erneut.
Siehe das stehende Wasser, und schau' die rinnende Quelle;
Jenes modert, und dieß strömet den hellesten Trank.
Bliebe die Sonne des Himmels an Einem Orte; der Perser
Und der Araber säh' bald mit Verdrusse sie an.
Ginge der Mond nie unter: er brächte Schaden der Erde;
Flöge der Pfeil nicht ab: nimmer erreicht' er das Ziel.
Gold in der Grube wird wie leere Stoppel geachtet;
Aloe, wo sie wächst, gleicht dem gemeinesten Holz.

Die Probe.

Der ist nicht vollkommen gut, ihr Brüder!
Der nicht gut seyn kann, auch unter Bösen.

Der gute Name.

Der ist nicht groß, der große Namen schmäht.
Glück, Hoheit, Macht und Reichthum gehn vorüber;
Ein guter Name der Verstorb'nen bleibt:
Den ehr' auch du, daß man einst Deinen ehre.

Die Entzauberung.

Lehre der Braminen.

Bezwinge den Durst nach äußerem Gut, du getäuschter Mensch;
Entzaubere dir Verstand und Herz;
Der Gewinn an eigenen Thaten,
Nur dieser beruhiget dich.

Güter, Ehren und Jugend haschet die Zeit hinweg;
Täuschungen sind sie, verschwunden im Augenblick.
Lerne das Ewige kennen,
Und faß' es in dein Herz.

Wie ein zitternder Wassertropf' an der Lotosblume,
Unaussprechlich-leise gleitet das Leben hinab.

Auf dann! theile den Ocean der Welt
In der tugendhaften Genossenschaft, in stiller Fahrt.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling scheiden und kehren zurück.
So spielt die Zeit mit uns; das Leben entflieht —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmet fort?

Denke der Wunderwelt, deren kleiner Theil du bist!
Denke, woher du kamest?
Woraus gebildet in deiner Mutter Schooß?
Bedenk' es oft.

Die sieben Meere der Welt, die acht Urberge werden bleiben;
Brama, Indra, die Sonn' und Rudra dauren fort*);
Nicht du, nicht ich. Ob dieß und jenes Volk
Fortdaure, ängstet dich das?

In dir, in mir, in jedem Wesen ist Wischnu**);
Thöricht, wenn du dich je beleidiget glaubst.
Sieh' jede Seel' in deiner eignen Seele,
Und banne den Wahn des Verschiedenseins hinweg.

Auch deine Neigung setze nie zu fest,
Auf Freund und Feind, auf Bruder und Sohn.
Sey gegen Alle gleichgesinnt,
Wenn du erreichen willst des Ewigen Natur.

---

*) Die Elemente der Welt.

**) Die Gottheit, die die Welt erhält.

Dein Leib ist kraftlos; grau dein Haupt;
In deiner Rechten zittert der Bambusstab.
Und noch ist deiner Begierden Krug dir unerfüllt?
Ausschöpfen willst du mit deiner Scherbe den Ocean?

Gesetz der Natur.

Der Geborne wird zum Tode geboren! der Himmel
Hat es geordnet so; keiner entgehet dem Schluß.
Moses starb; selbst Moses, der Freund des göttlichen Ausspruchs,
Und so gehen auch wir, Einer und Alle dahin.
Lebe du rein, o Mensch, der Reine wandelt zum Himmel,
Und dort gilt es ihm gleich, lebt er hier kurz oder lang.

Dein Leib ist kraftlos; grau dein Haupt;
In deiner Rechten zittert der Wanderstab.
Und noch ist deiner Begierden Krug nie angefüllt?
Ausschöpfen willst du mit deiner Scherbe den Ocean?

Gesetz der Natur.

Der Geborne wird zum Tode geboren! der Himmel
Hat es geordnet so; keiner entgehet dem Schicksal.
Moses starb; selbst Moses, der Freund des göttlichen Ausspruchs.
Und so gehen auch wir, Einer und Alle dahin.
Lebe du rein, o Mensch, der Reine wandelt zum Himmel.
Und dort gilt es ihm gleich, lebt er hier kurz oder lang.

Ueber die menschliche Unsterblichkeit.

Es gibt eine Unsterblichkeit des Namens und Nachruhms, die ich die historische und dichterische, oder die Kunstunsterblichkeit nennen möchte. Sie scheint von großem Reize. Edle, jugendliche Seelen, opfern gern vor ihrem Altare; manche leidenschaftliche Menschen haben sie gar zum einzigen Ziele ihrer Gedanken gewählt und, so zu sagen, in ihr gelebt. In den Jugendzeiten der Welt nämlich, war allerdings auch der süße Traum erlaubt, mit seinem Namen, in seiner Person und Gestalt auf die Nachwelt überzugehen. Der enge Kreis der Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menschen lebten; das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verschiedenen Stämme Einer gemeinschaftlichen Abkunft mit einander verknüpfte; der Name Vaterland, der in Hellas und Rom die Gemüther an einander band, und dort die öffentlichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen Landes, hier die Hauptstadt der Welt und was zu ihr gehörte, gleichsam zum ewigen Schauplatze und Tempel der Unsterblichkeit weihte; vor allem aber die Gaben der Musen, die

damals noch unter den Menschen wandelten, und das Gefühl eines ganzen Volkes zu Einer Theilnehmung an Ruhm und der Unsterblichkeit ihrer Mitgenossen stimmten: dies Alles konnte die Seelen der Mächtigsten, Würdigsten, Weisesten, Schönsten, gleichsam in ein höheres Element erheben, daß sie, mit Göttern und Heroen umgeben, die Schale der Unsterblichkeit schon bei Leibesleben tranken. Ohne dieses Gefühl hätte kein Homer und Pindar, kein Flaccus und Maro gedichtet, kein Apelles gemalt, kein Phidias und Polyklet gebildet. Auch haben die Götter dem, was in diesem Streben nach Unsterblichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beistand nicht versagen können; die Helden Pindars und Homers, die Mächtigen und Weisen Griechenlands und Roms leben eines Theils noch in Bildsäulen, Brustbildern, Abschriften und Gedichten; Kunst und Geschichte halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des Andenkens über ihren Häuptern: Horaz hat sein Kapitolium überlebt; der venusinische Schwan *) durchfliegt alle gebildete Völker.

Sollte es nicht also eine Unsterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja auf die uns eben jene der Kunst, Geschichte und Dichtkunst als ein jugendlicher Traum selbst hinweiset?

Unsterblich nämlich, und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziele, der möglichst besten Ausarbeituug seiner Form wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt

---

*) Horaz nach seinem Landgute Venusium so genannt.

immer wiederkommen, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das rein Wahre, Gute und Schöne. Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen, Heroen und Wohlthäter der Menschheit entsprossen und entsprießen noch; sie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Beruf und Macht, in ihrem Werke fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Theil unsrer selbst in unserm Geschlecht zu verewigen. Es sey mir vergönnt, diesen Gedanken, der keine Poesie, sondern die schlichteste Wahrheit ist, mit Wenigem zu entwickeln. Ich bin gewiß, daß in jedem edeln Gemüthe, das mich höret, sich auch ein Land der Unsterblichkeit aufthun werde, indem jedem sein Herz saget: »Hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit, hier, oder nirgends. Außer ihr ist Schatten oder Orkus.«

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbet. Wir denken in einer Sprache, die unsre Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in anderen Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechts beitrugen, und uns damit den edelsten Theil ihres Daseyns, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbenen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend Erfindungen, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von den fernsten Gegenden der Erde zu uns gekommen sind, und ohne die wir ein freudenloses, dürftiges Leben führen müßten. Maximen und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückung und Gewohnheit hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln, und indem wir andere Gemüther von demselben Lichte des Wahren, Guten und Schönen

durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als geist- und sinnlose Körper sich je vereinigen könnten. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten, und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd, auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgene Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiele, Lebensweise und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unsern, auf Andere, auf die Nachkommenschaft wirken müssen und fortwirken werden. Dies ist das Innere der wahren menschlichen Unsterblichkeit; jedes äußere Bild von ihr ist nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Lassen Sie uns, um dies inne zu werden, nur an die lebendigsten Augenblicke unsers Lebens, insonderheit unsrer Kindheit und Jugend gedenken; gingen wir nicht, da wir sie genossen, stets aus uns heraus, und theilten uns mit? oder empfingen wir von andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen? Da vergaßen wir unsre eingeschränkte sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genusses und Daseyns. So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne flossen in uns, wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch ihr inneres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unserer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht blos *was*, sondern *wie* sie es dachten, hat sich uns mitgetheilt; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf Andere. Schien gleich Manches im dunkeln Grunde unsers

Gedankenmeers todt und begraben zu liegen: zu rechter Zeit steiget es doch hervor und organisirt sich zu und mit andern Gedanken; denn in der menschlichen Seele ist nichts todt, alles lebet, oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt eine die andere. Noch in einem höhern Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit derer, mit denen wir täglich umgehen, die wir hassen oder lieben, verabscheuen oder verehren. Gegen jene empört sich unser Gemüth, die Eindrücke dieser gehen sanft in unsre Natur über. Wir gewöhnen uns an des Andern Wort, Miene, Blick, Ausdruck, so daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf Andere fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare magische Band, das sogar Geberden der Menschen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenschaften, eine Palingenesie und Metempsychose ehemals eigener, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigener Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu seyn und sind's nie: wir sind mit uns selbst nicht allein; die Geister Andrer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder unsere Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner und Mißbildner, und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Gesichter zu sehen, ihre Stimmen zu hören; selbst die Krämpfe ihrer Mißgestalten gehen in uns über. Wohl ihm, dem das Schicksal ein Elysium und keinen Tartarus zum Himmel seiner Gedanken, zur Religion seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen anwies; sein Gemüth ist in einer fröhlichen Unsterblichkeit gegründet.

Um hierüber mit mir Eins zu werden, bemerke man Folgendes:

1) Je reiner und edler etwas in unsrer Natur ist, desto mehr gehet es aus sich heraus, entsaget seinen

engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. Eine Form, die uns zusammendrückt, drückt, wenn wir sie Andern auflegen, diese um so mehr zusammen, eben weil es nicht ihre Form ist; dahingegen was Andern Luft und Lust macht, was ihnen einen freien Athem und ein Elysium gibt, in welchem freiwillige Blumen blühen, dies ist ein reiner, unsterblicher Aether. Dahin gehören z. B. helle, wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wissenschaft, bei welcher wir uns selbst vergessen, und nur in den Gesetzen des Gegenstandes denken; Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte, in denen Jeder, auch wider Willen, das Allgemeingeltende, Würdige anerkennt, und in ihnen gleichsam Formeln der Ewigkeit lieset. Wo Saiten dieser Art erklingen, tönen alle reine menschliche Gemüther mit; wir freuen uns ihrer, bis sie unvermerkt das Saitenspiel unsers innern Sinnes werden. So haben alle Wohlthäter des Menschengeschlechts herabgewirket; so wirken Aeltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns, und wer sonst den Gang unserer Gedanken, den Plan unsers Lebens zur reinsten, edelsten Humanität fördert. Und, o wie glücklich sind vor allen andern die Heroen und Genien der Menschheit, wenn ihnen bei ihrer Macht auch Weisheit, und bei ihrer Weisheit und Macht auch Güte zu Theil ward; welche tausend Mittel haben sie in ihrer Hand, auf die schönste und gewisseste Art unsterblich zu werden. Möge der Unterdrückte, der Hülflose, der Verwaisete ihre Namen kennen oder nicht; so lange er durch ihre Veranstaltung Schutz, Hülfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießet, so lange leben sie in ihren Anstalten selbst unsterblich. Die bessere Bildung, die der Verwahrloste empfing; die gute Aufnahme, die der Verlassene findet; jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird; jeder Dank, jede Freude in ihm, sammt allen guten Wirkungen, die er aufs Neue fortsendet, alles ist ihr Werk, ihre Veranlassung und Stiftung. Die Früchte, die sie zum reinen Ertrage der Menschheit säeten, sind von unsterblicher Art,

von immer wuchernden Zweigen. Dagegen das, was sich in und mit unserer sterblichen Gestalt verzehrt, das geht hinab in den Orkus.

2) Zum Uebergange dieses Beitrages in den gesammten ewigen Schatz der Menschheit gehört nothwendig eine Ablegung unsers Ich, das ist eine Entäußerung seiner selbst und der Vorurtheile, die an diesem Selbst haften. Wollten wir, wenn wir's auch könnten, Welt und Nachwelt mit unsern Schwächen beschenken? Nein! Der Nektar der Unsterblichkeit, der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimet, ist ein reiner Saft; alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefäßen und Triebwerken der großen Weltmaschine muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinket. Die Wahrheit ruhet auf sich selbst; wenn ihr Würfel auch sechs Mal umgewälzet würde, er ist und bleibt ein Würfel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze gestellt würde, entweder zertrümmern, oder mit ungeheurer Mühe umhergewälzt werden müßte, bis sie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird diese Selbstverleugnung, sobald man einmal die Luft der hohen Region genossen, und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward. Gern leget man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, wo sie Welt und Nachwelt nur an unsre Unvollkommenheit erinnern würde. Der erste Begriff eines allgemeinen Gesetzes sagt schon, daß es von Privatleidenschaft entfernt seyn müsse; so will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Portrait, sondern ein Ideal seyn. Wer über sich selbst der strengste Richter zu seyn vermag, nur der ist ein Sohn der Götter, seiner Natur nach und in seinen Werken unsterblich.

3) Da aber jedes Ding nur auf eine Weise das Beste seiner Art seyn kann; mithin nach ewigen Gesetzen die Formen der Dinge

wiederkommen müssen, und kein Inneres ohne ein Aeußeres, kein Gedanke und Wille ohne Beziehung seyn kann, so sieht man, daß im Garten der Unsterblichkeit auch die Kunst des Ewigwahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwischen allen Abwegen ist nur eine Straße, die gerade und wahre; und wenn nach vielen Jugendübungen das Meisterstück erscheint, so dürfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Dauernden an sich trage. Geweihte Augen erkennen ihn darin, und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarei einen dichten Nebel darüber würfe; die Wolke fällt, der Nebel schwindet, und das Licht des ewigen Werks strahlet Jahrhunderte weiter. Unglaublich ist's, wie wenig eigenthümliche Formen im Reiche der Gedanken und Menschenwirkungen erscheinen, wenn man die Geschichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrschen die Welt der Wissenschaften, der Künste, der Erfindungen, Gesetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrschen; mancher derselben regierte Jahrhunderte lang in einem süßen Irrthume fort. Zuletzt aber fand sich doch das verscharrte Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen, schönen Frühling. In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das Schönste und Beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes Maximum oder Minimum seiner Art, eine aufgelösete Formel, die einzig so aufzulösen war.

Irre ich nicht, so muß, wenn wir gesund sind, diese Betrachtung uns einen neuen Geschmack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen, und den Wunsch einflößen, in ihm sowohl Ewigkeit zu genießen, als für das Fortdauernde der Menschheit in der besten Art zu wirken. Theil nehmen müssen wir; wir stehen im Strome der Zeit, wo eine

Welle die andere treibet; nützlich oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpreis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saiten treffen, wo wohlklingende Konsonanzen ins Unendliche hinauf und hinuntertönen. Wären diese gleich dem gemeinen Ohr unhörbar; sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; vielmehr können wir's durch Anstalten, Reden und Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in Andre ab; diese nehmen es an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei: wir genießen seine Früchte und müssen zu seiner weitern Cultur mithelfen. Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht; aber unsre Hand sey emsig, unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühle werde man leicht des Namens vergessen, mit dem unsre Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unsers Daseyns, die edelste Form, die wir von Andern in uns, auf Andere aus uns brachten.

Verfall der Poesie der Griechen.

Im Frühlinge und in der Jugend singt man; in der Winterzeit und im Alter verstummen die Töne. Die lebendigste Poesie Griechenlands traf auf eine gewisse Jugendzeit des Volks und der Sprache, auf einen Frühling der Kultur und Gesinnungen, in welchem sich mehrere Künste, keine noch im Uebermaß, glücklich verbanden, endlich selbst auf einen Frühling von Zeitumständen und Weltgegend, in welchem entsprießen konnte, was entsprossen ist. Von der Poesie der ältesten Sänger und von der Bildung der Sprache durch ihren Gesang, von Alcäus und der Sappho, von Pindar und dem Chor der Griechen haben wir geredet und allenthalben einen jugendlich aufstrebenden Geist, jene erste Blume der Kultur, bemerket, die, wenn sie verblühet und zur Frucht gediehen ist, der laueste Zephyr nicht erwecken mag.

Alles in der Welt hat seine Stunde. Es war eine Zeit, da Poesie alle menschliche Weisheit in sich faßte, oder deren Stelle vertrat. Sie sang die Götter, und erhielt die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, der Väter und Helden; sie lehrte die Menschen Lebensweisheit, und war so, wie das einzige und schönste Mittel ihres Unterrichts, so auch an Festen und in Gesellschaft ihr geistiges Vergnügen. Ehe die Schrift erfunden, oder so lange sie noch nicht häufig im Gebrauch war, sangen die Töchter der Erinnerung, die Musen, und wurden mit Entzücken gehöret. Dichter waren der Mund der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergötzer des Volks, Lohner großer Thaten, Weise. —

Je mehr die Schrift aufkam und sich durch sie die Sprache ausbildete, je mehr mit der Zeit Wissenschaften aus einander gingen und einzeln bearbeitet wurden, desto mehr mußte der Poesie allmälig von ihrer Allgemeinherrschaft entnommen werden; denn sobald man schreiben konnte, wollten Viele eine wahre Geschichte lieber in Prosa, die der Poesie nachgebildet war, lesen, oder lesen hören, als Fabel und Geschichte fernerhin in Hexametern durch Gesang vernehmen. Allmälig verstummte also die erzählende Muse, oder sang aus Sagen ihrer ältern Schwester künstlich gearbeitete Töne nach.

Je mehr die Philosophie aufkam, je mehr man die Natur der Dinge, insonderheit des Menschengeschlechts und seiner Verfassungen untersuchte, desto weiter entfernte man sich von jener alten Einfalt moralischer Sprüche, denen die Poesie einst Glanz und Nachdruck geben konnte. Philosophische Unterredungen und Systeme konnte der Dichter nicht mit derselben Kraft, wie alte Begebenheiten und sinnliche Gegenstände, darstellen; er war hier in einem fremden Lande.

Auch die Mythologie selbst, die der Poesie einst so viel Schwung gegeben hatte, ward mit der Zeit eine alte Sage. Der kindliche, oder jugendliche Glaube der Vorwelt an Götter und Heroen war dahin; was tausendfach gesungen war, mußte zuletzt blos, dem Herkommen gemäß, mit trockner Kälte gesungen werden; es hatte seine Zeit überlebet.

Endlich, da Scherz und Freude die Eltern des Gesanges sind, wo waren diese hingeflohen in jenen traurigen Zeiten, die Griechenland zuletzt erlebte? In- und auswärtige Kriege zerstörten, löseten auf und mischten Alles unter einander. Der lebendige Geist aufblühender Pflanzvölker, fröhlicher Inseln, im Ruhm

und Gesange wetteifernde Städte, war längst entwichen; und ob man gleich die Anstalten, durch welche er gewirkt hatte, öffentliche Gebräuche, Tempel, Spiele, Wettkämpfe, Theater, so lange es möglich war, erhielt oder wiederherstellte: so war doch jene Jugend nicht zurückzurufen, in welcher dieß alles wie durch sich selber entstanden und veranlaßt war.

Charikles und Theages.

Sie gingen hinaus, und in Kurzem veränderte sich der Ton des Gespräches! Die heilige Stille, die die Nacht um sie verbreitete, die hellen Himmelslichter, die als Lampen über ihnen aufgehängt schienen, auf der einen Seite einige zurückgebliebene Schimmer der Abendröthe, und auf der andern der hinter den Schatten des Waldes sich sanft erhebende Mond — wie erhebt dieser prächtige Tempel, wie erweitert und vergrößert er die Seele! Man fühlt in diesen Augenblicken so ganz die Schönheit und das Nichts der Erde; welche Erholung uns Gott auf einem Stern bereitet hat, auf dem uns Mond und Sonne, die beiden schönen Himmelslichter, abwechselnd durch's Leben leiten! Und wie niedrig, klein und verschwindend der Punkt unseres Erdenthals sey gegen die unermeßliche Pracht und Herrlichkeit aller Sterne, Sonnen und Welten.

Was denken Sie, sagte Theages, anjetzo von Ihrem Principio Minimi, nach welchem Sie sich immer auf der Erde umhertummeln wollen und an dies Staubkorn geheftet sind? Sehen Sie

gen Himmel, Gottes Sternenschrift, die Urkunde unserer Unsterblichkeit, die glänzende Charte unsrer weitern Wallfahrt! Wo endet das Weltall? Und warum kommen von dorther vom fernsten Stern zu uns Strahlen herunter? Warum sind dem Menschen die Blicke und der flammende Flug unsterblicher Hoffnungen gegeben? Warum deckt uns Gott, wenn wir Tagüber vom Strahl der Sonne ermattet und an unsern Staubklumpen gefesselt waren, Nachts dieses holde Gefilde unendlicher ewiger Aussichten auf? Verloren stehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund seiner Unendlichkeit ringsum verloren! —

Und was sollte meinen Geist an dies träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib, diese Hülle, herabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier festhalten, gehen offenbar nur meinen Leib an: er ist aus dieser Erde gebildet, und er muß wieder zu dieser Erde werden. Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre, alles fesselt ihn, nur ihn hienieden. Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an diesen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpfen: welch' irdische Macht könnte ihn festhalten? Welch' ein Naturgesetz ist entdeckt, das Seelen in dieser engen Rennbahn umherzudrehen zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit ist unser Geist weg; er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung: entkörpert ist er sogleich an seinem Ort, in seinem Kreise, in dem neuen Staat, dazu er gehöret. Vielleicht ist dieser um uns, und wir kennen ihn nicht; vielleicht ist er uns nahe, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in einigen Augenblicken seliger Ahnung, da ihn die Seele, oder er die Seele gleichsam herbeizieht. Vielleicht sind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andere Welten bestimmt, auf denen wir, wie auf einer goldnen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückseliger, zum Quell alles Lichts emporklimmen, und

den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Schooß der Gottheit, immer suchen und nie erreichen; denn wir sind und bleiben eingeschränkte, unvollkommene, endliche Wesen. Wo ich indessen sey, und durch welche Welten ich geführet werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters, der mich hierher brachte und weiter rufet: »Immer also in Gottes unendlichem Schooße.«

Es thut mir leid, sprach Charikles, daß ich Sie in Betrachtungen unterbrechen muß, die Sie so weit von unserer Erde entfernen; aber lassen Sie mich nicht zurück. Ueberall, wo Sie frei, weise und thätig leben, ist Himmel: und warum scheuen und fliehen Sie denn die Erde? Wenn Sie in einer andern Menschengestalt freier, weiser, glücklicher leben können, und so immer weiter im innern Zustande hinaufgehn: was kümmert Sie Ort und Scene? Sey's dort oder hier — Welt Gottes ist Gottes Welt, Schauplatz ist Schauplatz. Auch unsere Erde ist ja ein Stern unter Sternen.

Theages. Wohl! mein Freund; aber wie weit läßt sich denn in unserer Menschheit hinaufklimmen? Ist nicht ihre Sphäre so enge begränzt, so kothig und staubig wie dieser Stern selbst ist? Auch das beste Herz ist und bleibt immer ein Menschenherz, Körper bleibt Körper und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armseligkeiten der Geschäfte, der so unnützen und doch so nöthigen Lebensmühe, kommen wieder. Auch in guten Eigenschaften bleibt der Menschenstamm hienieden immer in seine beiden Geschlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel stehen, sich einander umschlingen und kränzen, nie aber ein' und dieselbe Vollkommenheit werden können im Menschenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweise hindern und schränken unaufhörlich ein. Nur wenige Jahre wächst ein Mensch, dann steht er still, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling seyn und An-

dere nachahmen, so wird er lächerlich, so wird er kindisch. Kurz, es ist eine enge Sphäre, dies Erdenleben; und wir mögen's machen, wie wir wollen, so lange wir hier sind, ist ohne größern Schaden, und den völligen Verlust unsrer selbst, der Enge nicht zu entweichen. Aber einst, wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz engere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgibt — haben Sie nie, mein Freund, erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft gibt, die sie oft in ihrem alten Winkel, im erstickenden Dampf ihrer Gegenstände und Geschäfte sich nie zugetraut, sich nie derselben fähig gehalten hätte? —

Charikles. Wer wollte das nicht erfahren haben? Eben daher schöpfte ich ja den erquickenden Trank des Stromes Lethe, mit dem mich auch schon auf dieser Erde meine Palingenesie wieder verjüngte. Ich fühle, wie Sie, daß troz alles Strebens und Bemühens der Kreis der Menschheit unübersteiglich, und ihre Natur in feste Grenzen geschlossen bleibe. Hier auf der Erde wächst kein Baum in den Himmel: gewisse Flecken, die man einmal angenommen, lassen sich mit allen Strömen der Welt nicht mehr abwaschen, manche Schwächen und Unvollkommenheiten in gewissen Jahren kaum mehr kennen, geschweige denn ablegen. Oft verwechselt man nur die gröbern mit den gefährlichen feinern; das ist Alles wahr. Auch sehe ich's sehr wohl ein, daß in dem engen, sich immer wiederholenden Rundlauf des Erdenlebens so gar viel eben nicht herauskommt; es ist so viel unnütze Mühe, und aus der erneuerten Mühe so wenig neue Beute. Die Schranken, die Sie eröffnen, sind allerdings größer: das Feld, zu dem Sie einladen, ist unendlich — die Schaar aller Welten, die auf meinem ewigen Wege zur Gottheit liegen. Aber, mein Freund, wer gibt mir dahin Flügel? Es ist immer, als wenn mich etwas zurückwürfe auf meine Erde. Mir ist, als ob ich sie noch

nicht ausgebraucht, mich noch nicht leicht genug gemacht hätte, höher hinaufzustreben, wer gibt mir Flügel?

Th. Wollen Sie nicht aus heiliger Hand annehmen, die ganz und gar dahin verweiset, so nehmen Sie wenigstens einige Fittige dazu aus freundschaftlichen, aus — Ihres Freundes Newton's Händen.

Ch. Aus Newton's Händen?

Th. Nicht anders: das System, das er aus Sternen und Sonnen baute, sey Ihnen ein Gebäude Ihrer Unsterblichkeit, eines immerwährenden Fortganges und Aufflugs. Nicht wahr? Alle Planeten unsers Sonnensystems sind durch Kräfte der Anziehung mit einander und mit ihrem Mittel-, oder Brennpunkt, der Sonne, verbunden?

Ch. Allerdings.

Th. Sie machen also ein so festes, unzerstörtes Ganze aus, daß nichts verrückt, nichts geändert werden kann, oder das Ganze litte und ginge mit seiner großen Harmonie unter?

Ch. Nicht anders. Alles beziehet sich auf die Sonne und die Sonne mit ihren Kräften, ihrer Masse, ihrem Licht, ihrer Wärme und Entfernung auf die Planeten.

Th. Und doch sind die Planeten nur Gerüste des Schauspiels, Wohnplätze der Geschöpfe, die auf ihnen sich um die unendlich schönere Sonne der ewigen Güte und Wahrheit in mancherlei Entfernungen, mit manchen Eklipsen, Periphelien und Aphelien bewegen. Wären die Scenen so genau, so unzertrennlich verbunden, und der Inhalt der Scenen, das Spiel selbst, sollte es nicht seyn? Die Planeten wären so genau auf sich und auf die Sonne geordnet, und das Schicksal derer, die darauf le-

ben, auf die sie eigentlich nur zubereitet sind, sollte nicht ebenso genau und um so genauer zusammenhängen, als ja das Wesen mehr als die Einkleidung, Sache mehr als Ort, Leben und Inhalt mehr als Theater und Schaubühne ist? In der Natur ist Alles verbunden, Moral und Physik, wie Geist und Körper. Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes, sowie unsere künftige Bestimmung ein neues Glied der Kette unsers Daseyns, das sich auf's Genaueste, in der subtilsten Progression, an das jetzige Glied unsers Daseyns anschließt, wie etwa unsre Erde an die Sonne, wie der Mond an unsre Erde.

Ch. Ich ahne Sie, Bester, aber —

Th. Hier, mein Freund, läßt sich auch nur muthmaßen, nur ahnen. Unter'm stillen Blick der Sterne, vor'm Angesicht des vertraulichen Mondes sind auch Ahnungen in jene für uns unübersehbare Ferne so groß, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, daß unser Sternengebäude, dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach unstreitig zusammen verbunden, und nur ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedene Töne und Proportionen, aber in der Harmonie einer Kraft seinen Schöpfer lobet; denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geschöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Massen, der Kräfte gebe (und nichts ist wahrscheinlicher, als dieses), setzen Sie die Sonne nun als den großen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrschet, so wie sie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen gradweise mittheilet; sehen Sie die große Leiter, die Alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkte und Vaterlande dessen kommen, was wir nur in unserm Sternensystem Wahrheit, Licht und Liebe nennen.

Ch. Also, je entfernter von unsrer Sonne, desto dunkler, desto gröber; je näher, desto heller, leichter, geschwinder? — Die Geschöpfe des Merkur, der immer in den Strahlen der Sonne verborgen ist, müssen freilich von andrer Art seyn, als jene trägen Saturnsbewohner, die dunkeln Patagonischen Riesen, die in 30 Jahren kaum einmal um die Sonne kommen, und denen 5 Monde kaum noch ihre Nacht erhellen. Unsre Erde stünde denn so in der Mitte. —

Th. Und vielleicht sind wir eben deswegen auch solche Mittelgeschöpfe zwischen der dunkeln Saturnsart und dem leichtem Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsre Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch, und mit unserer Willensfreiheit und moralischen Energie ist's auch nicht weit her; gut also, daß wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde.

Ch. Also meinen Sie, wir müßten durch alle Planeten reisen?

Th. Das weiß ich nicht. Jeder Planet kann seine Einwohner, die alle in verschiednen Graden zu einer Sonne streben, auf dem Wege, der ihm der kürzeste ist, auf den Stufen und Gradationen, die ihm der Schöpfer nothwendig erkennet, dahin senden. Wie, wenn unser Mond z. E. (mich dünkt, auch Milton schildert ihn so und mehrere morgenländische Sekten haben ihn dafür gehalten) das Paradies der Erholung wäre, wo die matten Wandrer dem Nebel dieses Erdenthals entkommen, in einer reinern Atmosphäre, auf Auen des Friedens und der Glückseligkeit lebten, und sich zu dem Anschauen des höheren Lichts bereiteten, zu dem auch die Einwohner anderer Planeten hinauf wallen? Mich dünkt, das Angesicht des Mondes spräche uns dieses mit seinem ruhigen, tröstenden Licht zu. Es ist, als ob es

auch dazu schiene, um uns den Glanz einer andern Welt zu zeigen, und uns von amaranthnen Lauben der Ruhe und einer unauflöslichen seligen Freundschaft, Träume voll sanften Thaues einflößen zu wollen.

Ch. Sie träumen angenehm, mein Freund, vor dem Angesicht des Mondes, und ich träume gern mit Ihnen. Mir war's oft so, daß, insonderheit wenn Trauer, sanfte Schwermuth, oder das Andenken an verstorbne inniggeliebte Todten mich erfüllte, mir beinahe der Mondesstrahl ihre Sprache zu seyn schien, und es mich dünkte, es fehle nicht viel, ihren glänzenden Schatten vor mir zu sehen, oder den Kuß ihrer reinen Lippe auf meine Seele in einem Strahl hinabfließend zu fühlen. Aber genug davon, wir werden ja hier beide beinah Schwärmer. Erzählen Sie weiter.

Th. Ich mag nicht; denn auch mir fehlen die blauen smaragdenen Goldschwingen, Sie von Stern zu Stern zu tragen, Ihnen zu zeigen, wie auch unsere Sonne um eine größere Sonne eilet, wie in der Schöpfung alles in einer Harmonie jauchzet, zu welcher Sonnen und Erden wie ein Klang gemessen, gezählt, gewogen sind, und es also gewiß auch das Schicksal, das Leben ihrer Bewohner in weit höherm Grade seyn muß. O wie groß ist das Haus, in dem mich mein Schöpfer erschuf, und o wie schön ist's! schön zur Nacht und zu Tage; dort und hier Sonne-, Mond-, Sternenaussicht! Mein Gang ist die Bahn des Weltalls: dazu leuchtet mir auch jener letzte Stern, dazu klingt mir in geistigen Begriffen und Verhältnissen, die Harmonie aller Sterne. — Aber ach, mein Freund, alles ist nur Dämmerung, Wahn und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unsers Geistes und Herzens. Auf dieser Erde ist alles mit Bedürfniß umringt, und wir sehnen uns mit aller Kreatur, davon frei zu werden. Wir haben Begriffe der Freundschaft, der Liebe,

der Wahrheit und Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter Schatten und Traumgestalten, so unvollkommen, so oft gestört, getäuscht, betrogen und immer unvollendet erblicken. Wir dürsten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hoffnung, das Verlangen selbst sey eine sichere Vorahnung des Genusses. Nehmen Sie die reinsten Verhältnisse auf dieser Welt, die Vater- und Mutterfreuden; mit welchen Sorgen sind sie vermischt, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden sie unterbrochen, und wie dienen sie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höhern Verhältniß. In jener Welt, sagt die Schrift, wird man weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel. Da ist Liebe befreit von gröbern Trieben, reinere Freundschaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieser Erde, wirksamere Thätigkeit mit gleicher schöner Eintracht, und einem wahren und ewigen Endzweck, kurz überall mehr Wahrheit, Güte, Schönheit, als uns diese Erde auch bei hundertmaligem Wiederkommen geben könnte. —

— Den, Parmeno, den nenne ich
Den Glücklichsten, der, wenn er ohne Leid
Die hohen Dinge sah, die wir nun sehn,
Die Sonne, diese Sterne, Wolken, Mond
Und Feuer, wieder geht, woher er kam;
Denn lebtest du auch hundert; oder lebst
Du wenig Jahre nur, du siehest sie;
Und schöneres als sie, sah keiner je.
Halt' diese Lebenszeit, von der ich rede,
Für einen Marktort, eine Wanderschaft,
Wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh'
Die Menge gibt. Je früher du weggehst,

Je früher findest du die beß're Herberg',
Wenn du den Reisepfennig Wahrheit hast,
Und lässest keinen Feind. Wer lange weilt,
Geht matt von dannen; und ereilet ihn
Das böse Alter, ach, da hat er Mangel
Und Plage, findet Feinde hie und da;
Der stirbt nicht glücklich, der zu lange lebt. *)

Und wie denn der, der ewig hier weilen und immer wieder kommen wollte auf diesen Marktplatz?

War's, daß die Stille der Nacht und die hohe Harmonie der Sterne das System beider Freunde versöhnt hatte, oder hatte Charikles zu viel zu antworten; sie umarmten sich und gingen schweigend auseinander. Theages schien verloren im unendlichen Blau des Himmels, auf der glänzenden Sternenleiter, die so manche Völker, Wilde und Weise, den Weg der Seelen nannten: freilich eine höhere Laufbahn, eine reichere und schönere Palingenesie, als uns hier auch in den glücklichsten Gestalten die dürftige enge Erde gewähren könnte.

---

*) Nach dem Griechischen des Meander.

Das heilige Epos.

Als Deutschlands erster Sänger, Klopstock, starb, und ein so zahlreicher Leichenzug ihm zu Grabe folgte, war es gemeine Frage: „wie? von denen, die ihm oder vielmehr sich selbst diese schöne Ehre erzeigen, wie viel oder wenig mögen seyn, die ihn kennen, die ihn gelesen, die von seinen Verdiensten auch nur einigen Begriff haben?“ Und nicht neidig war die Frage, sondern natürlich; seinen innigsten Freunden war sie die nächste.

* * *

„Als im Jahre 1748 die drei ersten Gesänge seines Messias erschienen, sagte Kritias, wie war uns, meine Freunde? Nicht anders, als (um in des Dichters eigner Sprache zu reden) wie wenn

Ueber beeisete Höh'n ein festlicher Morgen emporsteigt.

Nicht nur eine neue Sprache, sondern gleichsam eine neue Seele, ein neues Herz, eine reinere Dichtkunst. Als wir, Jünglinge noch, seine ersten lyrischen Gedichte lasen, war es nicht, als ob die Alten uns näher gerückt, als ob, um in unserer Sprache zu dichten, Horaz und die Musen vom Himmel niedergestiegen wären? Ungeachtet des wilden Krähegeschreies über diese Sprache und Dichtkunst, währete der Eifer für dieselbe ein Viertheil-Jahrhundert und länger fort, bis als der eilfte Gesang des Messias,

als die späteren lyrischen Gedichte, als Salomo, David, Hermann erschienen, in Vielen dieser Eifer ungeheuer erkaltet war. Wie Wenige mögen Hermanns Tod, wie Wenige des Messias zwanzigsten Gesang, noch weniger seine gelehrte Republik, seine grammatischen Gespräche gelesen haben! Declamirt man nicht endlich gegen alle biblische Poesie? und sagte laut genug, die Zeit der Patriarchaden, der Epopee überhaupt, sey zu Ende?«

„Das wolle der Himmel nicht, sagte Olympikus. Damit wir aber nicht über oder gar für den zu reden scheinen, der unsrer Fürsprache gar nicht bedarf, so wollen wir lieber die Materie rein erfassen, und als ob wir am Fest Apolls, Theoxenien, feierten, alle Götter zu uns einladen.“ Sie wurden über die Einrichtung dieses Festes eins, daß es ein friedlicher Kampf seyn solle, in welchem Niemand namentlich auf den Vortrag des Andern Rücksicht nehmen, und Olympikus den Anfang machen sollte.

Theoxenien.

I. Vom Heiligen der epischen Dichtkunst.

———

„Wenn die Romanze so gern und am liebsten Abenteuer singt, und der Held der Epopee dergleichen auch am liebsten besteht, verfolgen beide nicht einen Zweck auf verschiedenen Wegen? Die Romanze in kurzen Versen und Strophen; die Epopee in jener längeren Versart, die eben deßwegen auch die heroische, und von einem Lieblingsgedicht der mittleren Zeiten, dem Heldengedicht Alexander nämlich, die alexandrinische genannt ward. Für den Gesang theilte jene (die Ballade) den Vers; dem lesenden Auge rückt diese (die Epopee) zwei Zeilen an einander; so ward mittelst einer Cäsur der Vers heroisch. Und da das Auge länger lesen, als die lebendige Stimme singen kann, so dehnte man wie das Sylbenmaß, so auch das Abenteuer aus, man unterbrach's mit Episoden; im längeren Gange war der Schritt gehaltener, fester; die Stellung anständiger, würdiger; so bildete sich aus der Romanze die epische Dichtung.“

Dem allem wohl; das Anständigste, Würdigste aber, was dieser Dichtung ziemte, blieb dennoch das Göttliche, das Leben der Götter mit Menschen, die Einwirkung des Himmels auf die Erde: dies ist die Seele des epischen Gedichtes. Nehmt das Göttliche aus Homer, so schwach und albern es uns zuweilen dünke, Ilias und Odyssee werden nichts als Abenteuer sagen, die eine bloße Ankündigung und Anrufung der Gedächtniß-Muse bei weitem noch nicht zum Epos erheben. Nehmet der Ilias den Sohn der Thetis: ihre ganze Zurüstung ist dahin. Durch den Beistand der Götter dagegen, durch der Unsterblichen Rath und That segelt und spricht selbst die Argo; Agamemnon träumt, und Patroklus und Hektor fallen; der Göttersohn Achilles schafft die ganze Iliade. Nur durch Poseidons Groll und Pallas Freundschaft irret Odysseus umher; und findet endlich sein geliebtes Ithaka wieder. So und nicht anders ist die Odyssee worden.

— — Das einst lebendige Wort der hebräischen Nation bietet uns eine epische Gottes- und Menschengemeinschaft dar. Die Anlage dazu gründet bereits der erste Begriff des Menschengeschlechts, sein Stammvater. Als Stellvertreter der Elohim tritt er auf, dem die Schöpfung feierlich übergeben, dessen Waltung und Fortbildung sie anvertrauet ward. Mit ihm und den Erlesenen seines Geschlechts wandelt fortan sein Schutzgott und dessen Boten, rettend, strafend, prüfend, segnend.

Ein engerer Bund zwischen Gott und dem Stammvater eines Hirtenvolks wird hierauf dieses Volkes Losung, auf den sich alle seine Schicksale beziehen, aus dem sich seine Hoffnungen entwickeln. Die Befreiung dieses Volkes, die Gesetzgebung Moses, ein herrliches Epos! Wunderbar ward der Befreier erhalten;

wunderbar, aber dem Ort und Zweck gemäß, wird ihm sein Beruf, die Rettung und Bildung seiner Nation, mit Zeichen in die Hand gegeben. Durch rächende Schicksale beurkundete ihn der Gott seiner Väter; die Ausführung des Volks, die Gesetzgebung auf Sinai, die Zubereitung der Stiftshütte, die Anordnung des künftigen Staats, vor ihnen her ihr sichtbarer Führer; dessen Rache gegen die Widersacher, das Manna, der grünende Stab des obersten Priesters, der Tod des Helden, sind sie nicht mehr als Vulkans Schild, oder als die streitenden Götter vor Troja — hoch episch? Gab es noch keinen Ebräer, der aus diesen Materialien ein Ganzes schuf, und damit das alte heilige Wort seiner Nation ihr näher an's Herz führte?

Da über Homer und Virgil es keiner Rede bedarf, so schreite ich zum Epos der westlichen Völker. In Ossians Gedichten sind zwar keine Götter, desto mehr aber die Schatten der abgeschiedenen Väter gegenwärtig-wirksam; himmlische Gestalten der Vorwelt. In den Sagen anderer Völker sind's gute und böse Geister, Feen oder Alfen; in der Mythologie der mittleren Zeit waren es Engel und Genien, Teufel der Hölle oder die Heiligen des Paradieses. Zu ihnen flüchteten Dante, Tasso, Camoens, und selbst nach hell angebrochenem Lichte der Wissenschaften Milton; so manche Disparate es dabei geben mußte. Das epische Gedicht wollte, es forderte einen göttlich-menschlichen Schauplatz.

Und warum forderte es solche? Nicht etwa nur hing damit der Kranz des Verdienstes, der dem Helden des Gedichtes zu Theil werden sollte, höher; sondern sein Charakter wird dadurch, nur dadurch, episch. Zu schlechten Thaten, zu gemeinen Handlungen wollte, konnte und durfte doch kein Verständiger diese himmlischen Wesen mißbrauchen; es mußte also eine reine,

große, ewige That seyn, zu welcher der geöffnete Himmel mitwirkte, der sich die ganze Hölle widersetzte. Daher, daß man in der politischen Geschichte, selbst bei großen Begebenheiten, bei Gründung der Völker und Reiche z. B. so wenig Stoff zum Epopee fand.

— — Das Feld der Epopee, wenn es dieses Namens werth seyn soll, fordert gleichsam die Mitwirkung der ganzen Natur, die ganze Ansicht der Welt zwischen Himmel und Erde, mithin auch die ganze Wissenschaft und Seele des Dichters. Im Herzen und Geist der Nation soll es ein Schauplatz des Weltalls, ein lebendiges Wort für Alle, in Allem werden: so ward es Homer, weil sein Gesang von Allem, was im Gesichtskreise seiner Nation lag, gleichsam die Krone erfaßte. So umfaßten Dante, Milton, Klopstock, Jeder in seinem Gesichtskreise Himmel und Erde.

Hiermit tritt der Grund hervor, warum unter mehreren christlichen Nationen mehrere epische Dichter vor Allem zur biblischen Geschichte griffen, und einen Helden derselben zu ihrem Thema wählten. „Das Wort von ihm, sagten sie sich selbst, liegt als ein früher Eindruck, oder gar als ein Samenkorn des Glaubens in meiner Hörer Herzen; (denn gehört sollte das Epos werden, nicht gelesen). Erziehen will ich also zum lebendigen Baum voll Frucht und Blüthe dies heilige Wort.“ So sprach Milton zu sich, und erschuf sein doppeltes Paradies, so Klopstock, Bodmer, Geßner und wer sonst die heilige Palme berührte.

Welch großes, ewiges, lebendiges Wort (ἐπος) in aller Menschen Herzen ist, recht verstanden, der Christus! eine reine Gestalt, die Gottheit im Menschen, sichtbar, gegenwärtig, ver-

kläret. Und da das Werk und der Zweck einer Gottheit auf der Erde nichts anders seyn kann, als Rettung und Beglückung des ganzen Geschlechts durch Rath und That auf die reinste Weise; wie? wenn dies Werk an sich und in allen seinen Folgen anschaubar gemacht, und gleich einer neuen Schöpfung an's Herz gelegt werden könnte; wäre sein Sänger nicht der erste christliche, ja der erste menschliche Dichter? Gern vergrößern wir an ihm Nationen, Sprachen, Sekten, geschweige Lehrbegriffe und Vorurtheile, so bald und so lang' er in uns das lebendige Wort d. i. den Begriff und die That eines einzig möglichen Weltheilandes sprechen machte. Ob dieß göttliche Werk und wo es geschrieben sey? ob und wann es einen für unsere Zeit kräftigen Ausleger erlangen werde, muß an diesem Orte unbeantwortet bleiben.

Waltet Gottheit mit unserm Geschlecht, wirkt Göttliches in der Menschheit, und ist ihr das Edelste, das Beste, das sie besitzt, durch Menschen worden: so lasset uns an einem Plan dieses Werkes, mithin an einem Epos der Gottheit im Fortgange der Menschheit nicht zweifeln. Auch an einem Sänger, der

— Den hohen Rath
Des Menschengottes mit der Menschenschaar
Wie er durch Nebel und durch Dämmerung,
Aus Finsterniß und Irren sie geführt,
Und führen wird zum Licht,

verkündet; der es meldet, wie der hohe Genius der Menschheit

— wie er die Schatten dieses Lichts zerstreut
Durch Völker, Zonen und Jahrhunderte,
Und nichts verlor, und alle sammeln wird
Zu einer Sonne der Glückseligkeit —

zu seiner Zeit wird es an einem solchen Sänger nicht fehlen. — — —

Immer wird es also wohl eine doppelte Epopee geben: Eine, die genienlose, die bloß Sagen singt, und sich um die höhere Leitung, die Haushaltung menschlicher Begebenheiten wenig bekümmert. Sie kann höchst angenehm und lehrreich seyn; denn sind es nicht so manche trefflich-versificirte Geschichten und Mährchen der Arioste, der Spencers, der Novellisten? Die andre, die in den Verwirrungen der Menschheit den höheren Gang ihres Genius darzustellen strebt. Freilich hat sie bisher in den befreiten Italien und Jerusalems, in den Colombiaden und Lusiaden, selbst in den Epopeen höheren Inhalts, den verlorenen und wiedergefundenen Paradiesen fast nur umhergetappt und sich versuchend geübt; aber jeder, selbst mißlungene Versuch, jede zu einem so hohen, alle Zeiten umfassenden Zweck angestellte Uebung ist von Werth.

* * *

II. Vom Langweiligen, das die Epopee oft begleitet.

Niemand, sagt Kritias, wird es, selbst bei Homer und Virgil, leugnen, daß manche Kämpfe und Schlachten, so nothwendig sie vielleicht dem Dichter waren, ihm, dem Leser, langweilig wurden. Und so sehr Dante, Ariosto, Tasso, Ca-

moens, Ercilla, die Begebenheiten ihrer Gesänge zu wechseln bemüht sind, wem widerfuhr es nicht zuweilen, daß er ermattete, und den Dichter beiseit legte. Geschah dies bei Epopeen unbekannten Inhalts, wie öfters möchte es bei denen der Fall seyn, deren Geschichte uns von Jugend auf erzählt worden. Daher sanken Bodmer's Patriarchaden so bald in Vergessenheit; ja von Klopstocks Messias selbst, wie Wenige haben vielleicht dessen letzten Gesang geendet! Woher diese Schlummerkörner im Füllhorn der epischen Muse?

Offenbar erstlich, weil dies oft zu voll, weil das wesentliche Erforderniß der Epopee, die Größe habende Handlung zu lang und breit war, als daß sie in Ohr und Auge als ein Ganzes behalten werden konnte. Schon Aristoteles warnt vor dieser Ueberlänge des epischen Gedichts; er will, daß es übersehbar bleibe und ungefähr nur auf das Zeitmaaß berechnet werde, das die an einem Tage aufgeführten Trauerspiele einnehmen dürften. Auch siehet man bei den Griechen selbst, daß je mehr die Aufmerksamkeit der Hörer abnahm, das spätere Heldengedicht der Alexandriner sich der Kürze befliß, und den Knoten enger schürzte.

Dies mit Recht: denn, wie ja das Epos nur aus der Erzählung entstanden war, und es des Erzählers erster und letzter Wunsch ist, daß er mit wechselnder Aufmerksamkeit, mit steigendem Vergnügen gehört werde, wie deshalb die Rhapsoden die schon gebundenen Gesänge sonderten, und zu rechter Zeit aufzuhören wußten, kurz, wie das längere Epos nur aus zusammengeschobenen, oder an einander gereiheten Gesängen entstanden war: so bleibt es wohl die erste Pflicht des Sängers oder Lesers, daß er aufzuhören wisse, ehe uns der sanfte Gott Schlummer, oder seine Vorgängerin, die Langweile, überschleicht. Um

so mehr ist dies der Fall, wo, wie z. B. bei Camoens, Ercilla, Tasso u. a. ein Theil des Gedichtes historisch, oder wie bei Dante, Ariost, Spencer u. a. rein imaginativ ist? wer wollte da nicht lieber den Flug der Einbildungskraft zweckmäßig kürzen, oder das Feld der Geschichte historisch durchlaufen, als daß er das Ziel seiner Bemühungen episch verfehlen sollte?

Nach dem, was wir bei Shakespear's Trauerspielen selbst, geschweige denn, bei jenen langweiligen Romanen der Mittelzeiten erfahren, ist's offenbar, daß entweder unser Blut schneller fließe, oder unsere Aufmerksamkeit eher ermüde, als es bei dem langsameren Gedankenzuge und den stärkeren Organen unserer geduldigen Vorfahren zutreffen möchte. Schonet unsre Schwachheit also, ihr epischen Dichter, und singet uns mit euren neun oder vier und zwanzig Musen nicht zu Tode! Fürchterlich ist das Gefühl, wenn man bei Trauerspielen und Epopeen das Ende erwartet, und es immerdar — nicht kommt.

Durch den mißverstandenen Ausdruck des Aristoteles: daß die Handlung der Epopee eine Größe haben müsse, und durch die Verkettung der homerischen Gesänge zu zwei so langen Größen, ist seitdem viel Schlaf bewirkt, und die Göttin Langweile zur epischen Muse feierlich eingekleidet worden, da doch, Aristoteles erstem Begriff zufolge, die Handlung der Epopee übersehbar, mithin umgrenzt seyn sollte: denn wer liebt, wenn er Paradiese sucht, sibirische Steppen, oder afrikanische Wüsten, bei denen das Auge kein Ende, der matte Fuß kein Ziel findet?

Zweitens. Noch öfters ward die epische Göttin Langweile von einer bösen Mutter, der Unkunst, geboren, diese betreffe nun Fabel, Sitten, Episoden, oder was sonst zum

Epos gehöret. Im Gefühl ihrer Oberherrschaft, gleichsam aus Furcht der Ermattung, weist Aristoteles die Epopee strenge auf die Regeln der Tragödie, sie gleichsam mit diesen Banden zusammenziehend und festknüpfend; strenge sondert er sie ab von der unendlichen Geschichte.

Wie fern und weit liegen nun jene beiden, Epopee und Tragödie, in neueren Zeiten aus einander! Ist z. B. die Handlung gar nicht anschaubar, sondern dogmatisch, allegorisch, tropisch, mystisch; ist sie an sich selbst klein und gering, ob sie gleich in den Folgen sehr groß seyn kann, und muß also durch Herbeiführung dieser, oder gar fremder Nebenumstände erst groß und merkwürdig gemacht werden, wie viel Kräfte verschwendet der Dichter, ohne daß er dennoch zu seinem Ziele kommt!

— — Gefährlich ist's, wenn der Dichter, selbst Langweile fürchtend, zu fremden Dingen seine Zuflucht nahm; er schien dadurch an der Hauptsache selbst zu verzagen. Himmel und Erde, Götter und Heilige schützen uns sodann nicht vor der tödtenden Langweile; der Dichter gähnt; wer wollte nicht mitgähnen?

Drittens. Das einförmige Sylbenmaß des Epos leistet hiezu gute Dienste; unübertrefflich ist der klappernde Hexameter im Mühlwerk schlechter Dichter. Da dies Sylbenmaß nämlich zu seiner schönen Wirkung das reinste Ohr, die gehaltenste Aufmerksamkeit, die reichste Abwechselung fordert; so kann es seinem Verweser, dem Amboß- und Polter-Hexameter, an seiner Wirkung, der widrigsten Schlaftrunkenheit nie fehlen. — —

Nun gibt es zwar auch epische Jamben, und allerdings hindert der raschere Jamb den selig-eindringenden Schlaf, uns so bald zu übermeistern, gewiß aber gehört auch zur Ausbildung

dieses Sylbenmaßes in einem langen epischen Gedicht nicht weniger Geduld und Kunst, Ohr und Declamationsgabe als zum Hexameter. Milton arbeitete an seinem Gedicht sehr langsam, brachte Tage lang oft nur wenige Verse zuwege; dafür sind es aber auch Miltonsche Jamben, deren Wohl- und Hochklang vielleicht alle Dichter Britanniens, Thomson nicht ausgenommen, nachstehen. — —

Die Stanze endlich, in der es den Epopeen der Südvölker Europa's zu wohnen beliebt hat, ist, ohne besondere Vorsicht, dem Schlummer auch günstig. Einförmig, wie italienische und spanische Stanzen einhergehen, sollen sie, ohne besondere Aufmerksamkeit auf die Versart, das Ohr im Inhalt selbst nur fortleiten; mit jedem Fall und Schluß derselben genießt das Ohr eine Befriedigung, die es weiter zu hören einladet, oder dem Schlafe zu fördert.

Das Rettungsmittel, das einige deutsche Dichter dagegen in Gang gebracht, jede Stanze zu verändern, und aus ihr mit neuer Anordnung der Zeilen einen eignen Blumenstrauß zu flechten, erneuet zwar die Aufmerksamkeit im Einzelnen ruckweise, indem es aber den ganzen gleich fortschwebenden Flug des Gesanges stört, und in jeder Stanze festhält, mithin den Zweck, wozu die gleichmäßig-wiederkommende Stanze eigentlich erfunden ward, aufhebt, so kann es demnach schwerlich jenen ewigen Schlummer abhalten, sobald er über einer epischen Sage schwebt.

Kurz, an keiner Gattung der Dichtkunst wird so ganz das Sterbliche und Unsterbliche eines menschlichen Heldengesanges kennbar, als an dieser. Wie viel Sagen und Erzählungen, die einst begierig gelesen wurden und die uns gar nicht mehr interessiren! Selbst der einst beliebte Ton der Erzählung, die Wendung der

Bilder und Gleichnisse, die Sprüche, am meisten aber die Neigung der Menschen, an dem oder jenem Lust und Freude zu finden, wechseln mit den Zeiten. Der Geschmack an Kreuz = und Ritterzügen, an blutigen Schlachten, an Eroberungen und Siegesfesten ist verlebt; die prächtigste oder genaueste Beschreibung dieser Herrlichkeiten lohnen wir dem Dichter gähnend. So wird die Nachwelt manches nicht kennen, was jetzt von der Kabale beklatscht wird, was wir mit nachgesagter, nicht mit gefühlter Bewunderung zum Himmel erheben.

Wie unter Sternen einst den jungen Scipio sein edler Ahn zur Erde niederschauen ließ, und ihm das Aechte und Unächte menschlicher Bestrebungen und Würden im Traum zeigte, so hebt die Seele sich dahin, wenn sie im raschen oder trägen Strom der Zeiten die Reihe der Heldensagen und Heldengeschichten durchgeht, die dann und dort Triumph hielten. Wie viele sind in den Schlamm der Vergessenheit völlig versunken! andere schwimmen zerstückt, krüppelhaft, unbeachtet. Was sich allein im Werth erhält, ist, was innern Werth hat, was Menschlichkeit fühlte, was über die Zeit erhoben, für künftige Zeiten hinaus, die Menschheit hob, ihr nutzte und frommte. Genien meines Geschlechts, Entdecker, Erfinder, seine Wohlthäter, seine Retter und Freunde, euch gebührt, so lange Völker sprechen und singen, euch gebührt der epische Kranz, prachtvoll oder in Zweigen! je wahrer und bescheidener, desto dauernder und schöner. Bloß um eure Stirnen blühet er ohne welkende Schlummerblumen.

III. Vom Gefährlichen epischer Gedichte.

So unentbehrlich jedem Volke, das über Thiere erhaben seyn will, das Epos, d. i. ein lebendiges Wort, ist, das es in Herz und Munde führet, so gefährlich wird diese Losung, wenn sie, unrein aufgenommen, vom Fortgange im Wahren und Guten zurückhält, menschliche Seelen verschleiernd, menschliche Herzen verderbend.

Es war z. B. unserm Geschlecht verzeihlich, daß es in seiner Kindheit, mit den Ursachen und dem Zusammenhange der Begebenheiten unbekannt, sich Theogonien und Kosmogonien schuf, und dieselben in Sagen und Mährchen ehrwürdig oder gefällig einkleidete.

Dem schwachen, dürftigen Geschlecht war's unumgänglich, daß, da es über das Schädliche und Böse in der Natur weder erklärend, noch thätig herauskommen konnte, es einem bösen Princip sein Knie bog. — — Wenn nun aber ein reinerer Strahl der Vernunft und Erfahrung diesem Volke die höhere Regel zeigt, von der Gutes und Böses in der Natur ausgehen, und sie als eine Regel der Vollkommenheit bewährt; soll da noch jenen Geschöpfen einer kranken Einbildungskraft und Unwissenheit gehuldigt werden? — — Licht ist stärker, als die Nacht; der erste Strahl einer aufgehenden Morgenröthe verkündigt nicht nur, sondern bewirkt auch den heller und heller kommenden Tag. — — Priester und Dichter hielten jene Täuschungen eine Zeit lang fest, und wollten das Licht dämmen; Ver-

nunft und Sonne schritten glorreich fort, die Welt ward erleuchtet. Man ward gezwungen, die alte rohe Mythologie entweder zu verfeinen, oder aufzugeben, man schämte sich ihrer.

— — In Kunst und Dichtkunst sind wir einmal und immer keine Griechen mehr; ihren Göttern und Helden, ihrem Epos und Drama, auch in Fehlern und Schwachheiten kindische Ehrerbietung, ja Nach- und Voreiferung zu bezeigen, ist kindisch.

Als an die Stelle des heidnischen, christlicher Aberglaube kam, steckte er tief seine Wurzeln und Zweige auch in's Epos der Völker. Zuerst weihete man den Heiligen Kirchen, bald Himmel und Erde. Und welchen Dienst hatten sie zu verrichten! — wie mißverstand, wie mißbrauchte man die Bibel! Kaum durch den kühnsten und lautesten Spott hat dieser Ungeschmack hier und da geschwächt werden mögen; verdrängt ist er allenthalben noch nicht. Das große Epos des Aberglaubens ist noch in vollem Gange.

Von Schwärmerei, Stolz, Habsucht, Raubgierde gestützt, indem es Ungeheuer zu Helden erhob, welche Greuel hat es geboren! Wären je Kreuzzüge betrieben, besungen worden, wenn man sie nicht für verdienstlich-heilige, für große Thaten gehalten hätte? — Konntest du, der du die Geschichte kanntest, dein eigen Herz überwinden, um die zu singen, die du sangst, zarter Tasso? All' dein läuternder, mildernder Fleiß war an ihnen verloren.

Und es folgten Andere deinem Beispiel. Auch die Eroberungen Mexiko's, Peru's, begonnen im grausamsten Gold- und Christeneifer, wurden besungen. — — Wie zu Muthe war dir, tapferer und guter Ercilla, wenn du die Grausamkeiten deiner Spanier gegen die Aurauk aner, du selbst ihr Augenzeuge, zu sin-

gen unternahmst, und das Recht, die Tugenden und Tapferkeit der Feinde weder verschweigen wolltest, noch konntest. — Wie verschoben mußte das Regelmaß des Rechts und der gemeinsten Billigkeit seyn, wenn man Handlungen der Art, als Großthaten des menschlichen Geschlechts, epopeirte!

* * *

Seit Dante und der philosophische Milton der Epopee zu einem höhern Zweck eine reinere Gestalt gaben, feierte man freilich nicht mehr den Beelzebub und Satan; man lud das Göttliche nicht mehr hernieder, um Menschen zu würgen, Menschenglückseligkeit zu zerstören. In Milton, wie rein und edel, dabei wie schwach und zart ist der Charakter der Menschennatur gehalten! Ein von der Mutterhenne bebrütetes Ei; ein Keim, der der sorgfältigsten Wartung bedurfte und ihrer werth ist. Miltons Gesänge schildern diese göttliche Wartung; aber gegen wen? worin? und wie unkräftig! Ohne Zweifel lag's an dem zu Miltons Zeiten angenommenen System, daß er den ewigen Vater, daß er den glorreichen Sohn, daß er Engel und Teufel so darstellte, und gleichsam auf Excavationen des Abgrundes seine neue Schöpfung baute. So viel Stärke des Genius, so viel Macht der Sprache und Gedanken in diesen Beschreibungen hervorleuchtet, fühlen wir nicht in uns etwas Widerstrebendes? Indem wir das Göttliche im Dichter mit verdecktem Antlitz betrachten, kehren wir gern zur Menschheit zurück und gewinnen diese in ihm desto lieber.

Klopstock endlich. Wo er mit Milton in einem Labyrinth ging, wo er, tropischen Vorstellungen zu treu, einer helleren Führung seines Gedichts entwich und sich an Worten

begnügte; aus Liebe zum Dichter änderten wir gern die Worte des Gesanges, wünschend, daß er, der eignen Hoffnung des Dichters gemäß, eine Sprache der Ewigkeit würde; greifen wir aber damit nicht zu tief in's Wesentliche, in den Plan und die Verzierungen des Gedichtes?

Am Thor des Himmels sprach ein Unsterblicher:
»Eilt, heilige Stunden, die ihr die Unterwelt
Aus diesen hohen Pforten Gottes
Selten besuchet, zu jenem Jüngling,

Der Gott, den Mittler, Adams Geschlechte singt,
Deckt ihn mit dieser schattigen kühlen Nacht
Der goldnen Flügel, daß er einsam
Unter dem himmlischen Schatten dichte.

Was ihr gebaret, Stunden, das werden einst
(Weissaget Salem) ferne Jahrhunderte
Vernehmen, werden Gott, den Mittler,
Ernster betrachten und heilig leben.«

Nicht nur eine ernstere Betrachtung, die ganze Zustimmung der Seele wünschen wir einem Gegenstande, der unsres ganzen Geschlechts Rettung, Hülfe, Sieg und Triumph seyn soll.

Keppler und Newton.

Droben am Himmel im reinen Aether mißt und wägt und zählt Adrastea sichtbarer, als sie es für uns auf der Erde thun kann.

Seit sich der enge Gedanke verlor, daß das Dach des Himmels nur uns umschirme, daß an ihm, wie Nägel oder wie Lampen angeheftet, für uns die Sterne schimmern, daß Sonne und Mond sich in's Meer senken und in den Wolken ein Jupiter donn're: seitdem zerbrach das eherne Gewölbe, die Decke wich und machte einem Unendlichen Raum, den Höhen und Weiten des Aethers.

Lange baute man hier feste und bewegliche Kreise, über die man das Empyreum setzte, bis auch diese fielen, und nach manchen frühen Ahnungen hierüber durch Kopernikus das schöne Weltgebäude hervorstieg, indem sich um ihren Mittelpunkt die Sonne, Planeten und Monde bewegen. Der feste, stille Erfinder erlebte die Folgen seines Systems nicht, wenige Tage vor seinem Tode sah der siebenzigjährige Mann das erste Exemplar seines gedruckten Buches von den Revolutionen der Himmelskörper.*) Aber seine Erfindung wirkte fort. Mit Hülfe neuer nach ihm erfundener Fernröhre sah Galiläi, was Koperni-

*) 1534, den 24. Mai. Er starb an seinem Geburtstage.

kus geschlossen hatte, die Lichtgestalten der Venus, berechnete den Umlauf von vier Jupiterstrabanten, beobachtete den Ring des Saturns, die Sonnenflecken, maß im Monde die Höhe der Berge, sah in den Plejaden 40, im Orion 500, in der Milchstraße unzählige Sterne. Diese großen Entdeckungen bezeichneten den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.*)

Zu eben dieser Zeit drang Kepplers Geist durch eigne Kraft in's Gesetz der Bewegung aller himmlischen Körper. Nachdem er die elliptische Bahn des Mars gefunden, wandte er diese auf alle Planeten an, setzte die Sonne aus dem Mittelpunkt concentrischer Kreise in den Brennpunkt der Ellipse, und fand das schöne Gesetz: »Daß der aus dem Mittelpunkte der Planeten zum Mittelpunkte der Sonne gezogene Radius Vektor den Zeiten proportionirte Flächen abschneide.« Dem ganzen Newtonischen System hat dies Gesetz die Pforten geöffnet.

Keppler wußte und erkannte das Gesetz der Schwere, nur machte er davon die Anwendung nicht, die Newton machte. Dem Glückessohn Isaak Newton war es aufbehalten, ein Gesetz in seiner Allgemeinheit auszusprechen und anzuwenden, das, wenn man will, aus Kepplers Grundsätzen folgte. Er starb im J. 1630 vor Hunger und Kummer, seinen längst verdienten Unterhalt elend erbettelnd. Großer, guter, armer, frommer, gedrückter, verfolgter Keppler, du lebtest in Deutschland!

Zu einer Zeit stehen Keppler und Galiläi als Märtyrer der reinsten Wahrheit da, Beide auf national-verschiedene

---

*) 1606—1612.

Weise. Gebrochen war indeß die Bahn: Zahl, Maß und Gewicht der Weltkörper beschäftigte die fleißigsten Forscher, die unermüdetsten Geister der inzwischen entstandenen Pariser und Londoner Akademien. Cassini, Huygens, Wallis, Wren, Flamsteed u. A. setzten ihre Berechnungen der Bewegung, ihre Beobachtungen der Sterne und Weltkräfte fort; da fiel denn vom Monde herab der Apfel der Geliebten dem Geliebten in den Schooß. Newton sprach ein genugsam vorbereitetes Gesetz aus, das dem ganzen Jahrhundert blieb und es noch künftigen Jahrhunderten seyn wird.

Kepplers und Newton's Lebensumstände.

Nicht um beide große Männer in Ansehung ihrer Geistesfähigkeiten oder Verdienste mit einander zu vergleichen, stehen ihre ruhmwürdigen Namen da: nur ihr äußeres Schicksal soll die Vergleichung treffen, die Welt und Zeit, in der Beide erscheinen.

* * *

Johann Keppler war in Deutschland in der Reichsstadt Weil 1571 geboren, zwar aus einem alten edeln Geschlecht, aber unbegütert; im Würtembergischen ward er erzogen. Bald ging sein Vater in den Krieg nach Belgien, die Mutter folgte ihm und ließ das schwache dreijährige Kind zurück. Die Eltern kamen wieder; der Vater, der durch übernommene Bürgschaft das Sei-

nige verlor, mußte Gastwirthschaft treiben, da ihm dann sein junger Sohn in der Landarbeit Hülfe leisten mußte. Eltern und Kind verfolgten Krankheiten und Unglück. Der Vater hielt die Mutter übel, ging in die Fremde und starb; die Mutter litt von ihren Eltern, krankte, der junge Keppler, der im siebenten Monat geboren war, krankte selbst. —

So trat Keppler sein gelehrtes Leben an; zuerst in einer kleinen Stadt — dann in der Klosterschule zu Maulbronn, bis er im 18. Jahre nach Tübingen kam, Baccalaureus, Magister, Repetent der Theologie ward, und wäre vielleicht Theolog geblieben, wenn ihn nicht (nach deutscher Weise) Befehl und Druck weiter gestoßen hätte. Lasset uns ihn hierüber selbst hören:

»Seit ich alt genug war, der Philosophie Süßigkeit zu erkennen, hatte ich sie mit viel Eifer gelernt; um Astronomie insbesondere aber mich nicht sehr bekümmert. Es fehlte mir dazu nicht an Geistesvermögen. Das Geometrische und Astronomische, was in den Schulen vorkam, begriff ich ohne Schwierigkeit; das war aber damals anbefohlner Fleiß, keine besondere Neigung. Ich ward auf Kosten des Herzogs von Würtemberg unterhalten; meine Commilitonen, die der Fürst in fremde Länder schickte, zögerten aus Liebe zum Vaterlande; ich war härter und hatte beschlossen zu gehen, wohin man mich senden würde. Zuerst zeigte sich ein astronomisches Amt, zu dessen Annehmung ich (die Wahrheit zu sagen) durch das Ansehen meines Lehrers hinausgetrieben ward. Die Entfernung des Ortes schreckte mich nicht ab, sondern die unerwartete und verachtete Art des Amtes. Ich trat es an, mehr mit Zuversicht auf meinen Verstand, als auf meine Gelehrsamkeit, und dung mir aus, daß ich meinem Recht auf eine andere Lebensart, die mir glänzender schien, dadurch nicht entsagte. Meinen Fortgang in dieser Art von Gelehrsam-

keit, die ersten zwei Jahre über, zeigt mein Mysterium cosmographicum, wo man auch findet, wie mein Lehrer Mästlin mich reizte &c.« Ein harter Eingang in die astronomische Welt, wie unähnlich dem Eingange Newton's!

Der Fortgang darin ward Kepplern nicht erleichtert. In Grätz, wohin er als Astronom berufen war, erschien zuerst von ihm ein — Kalender! und — der Prodomus Mysterii cosmographici. Für des letztgenannten Werkes Dedikation erwartete er eine Vergeltung von den Ständen in Steiermark, die er wahrscheinlich nicht erhielt; das Werk selbst ward nicht anders gedruckt, als daß der arme Autor dem Drucker 200 Exemplare käuflich abnehmen mußte. So war in die Schriftstellerwelt Kepplers Eintritt!

»Seitdem,« sagt Keppler, »dachte ich ernstlich darauf, mir Beobachtungen zu verschaffen. Ich ersuchte 1597 schriftlich Tycho de Brahe, mir seine Meinung über mein Buch zu entdecken; in der Antwort erwähnte er seiner Beobachtungen. Das erregte bei mir große Begierde, sie zu sehen. Tycho ermahnte mich, zu ihm zu kommen, und da mich die Entfernung abschreckte, schickte es die Vorsehung, daß er nach Böhmen kam.« Zwei Jahre vorher schon hatte Keppler, der Religion wegen, aus Steiermark entweichen müssen. Er ging nach Ungarn, die Religionsumstände wurden bedenklicher; man rieth ihm, nach Prag zu gehen. — Er ging also zu Tycho.

»Dahin ging ich,« schreibt er, »im Anfange 1600, in Hoffnung, verbesserte Excentritäten der Planeten kennen zu lernen. In den ersten acht Tagen erfuhr ich, Tycho brauche mit dem Ptolomäus und Kopernikus die mittlere Bewegung der Sonne. Für mein Buch schickte sich die scheinbare besser; ich

erhielt also von ihm die Erlaubniß, seine Beobachtungen nach meiner Art anzuwenden.«

»Sein Hausgenoß, Christian Severini, hatte damals die Theorie des Mars unter Händen; hätte Christian einen anderen Planeten behandelt, so hätte ich mich auch an denselben gemacht. Wiederum also halte ich es für eine Führung der Vorsehung, daß ich um diese Zeit ankam. Durch die Bewegungen des Mars müssen wir zu den Geheimnissen der Astronomie gelangen, oder in solchen beständig unwissend bleiben.«

An solchen Zufällen hing Kepplers Eintritt in die höhere Astronomie. Indem er Tycho's Beobachtungen über die Bewegungen des Mars brauchte, dessen Hypothesen aber unrichtig fand, gelangte er zu seinem berühmten Gesetz von der Bahn der Planeten.

Wie stand es aber dabei mit seinem nothdürftigen Unterhalt? Schon am 17. Oct. 1600 schrieb er an Tycho: »Du versprachst mir Unterstützung, eigne und durch Empfehlung bei'm Kaiser, selbst Reisekosten. Unser Kontrakt beruhete mit darauf, daß ich mein Steierisches Salarium behielte; er ist also aufgehoben, da die Provinz mir solches genommen hat. Um gegen den Kaiser und dich nicht zu fehlen, ging ich mit meinem Schaden nach Prag, wartete da auf ungewissen Erfolg, überlegte, wie lang' ich ohne mein Verderben auf meine Kosten besoldungslos leben könnte. Meine Sachen habe ich zu Linz gelassen, und bin mit Frau und Stieftochter nach Prag gekommen. Jetzt habe ich nicht mehr, als was etwa zu einem Verzuge von vier Wochen nöthig ist. Soll ich länger warten, so müßte mir von deiner Magnificenz das Reisegeld erstattet, oder deine Magnificenz müßte für mich bei allen denen, von welchen ich meinen Lebensunterhalt

kaufen muß, Bürge werden. Geschieht dies, so kann ich so lange bleiben, als es deiner Magnificenz und den Gläubigern gefällt. Indessen will ich für Astronomie so sehr arbeiten, als meine Gesundheit gestattet.«

Unbefriedigt reiste er von Prag ab und ließ die Frau daselbst, ward krank und arbeitete indeß für Tycho fort, ohne Besoldung. Im J. 1602 starb Tycho. Keppler ward kaiserlicher Mathematiker, mit freiwillig angewiesener Besoldung, um deren Auszahlung er oft bitten mußte. Unter mancherlei Verdrießlichkeiten und widrigen Schicksalen lebte er zu Prag eilf Jahre im Mangel.

Nach Kaiser Rudolphs Tode befahl sein Nachfolger Matthias, ihm den rückständigen Gehalt auszuzahlen, und berief ihn nach Linz; bald aber mußte er abermals klagen: „Der vom Kaiser ihm angewiesene Gehalt werde nicht gezahlt; wenn er nicht was Mäßiges von den Landständen bekäme, könne er seine Haushaltung nicht ernähren. Einen Amanuensis und Rechner könne er selten halten ꝛc.“ — Um zu leben, mußte er Ephemeriden und Prognostika herausgeben. Zudem bekam er mit den Theologen Zwist, denen seine Astronomie der Bibel entgegen schien ꝛc.

Kaiser Matthias starb; die Kriegsunruhen begannen; 1624 reiste er nach Wien mit dem Gesuch um Auszahlung seiner Besoldung und Kosten zu den Rudolphinischen Tafeln, erhielt aber nichts, als eine Anweisung. Mit dieser reisete er in Schwaben umher; als er den dritten Theil der Kosten zum Druck gedachter Tafeln zusammengebracht, fing er die Herausgabe an unter Religions- und Kriegsunruhen. Die Jesuiten versiegelten seine Bibliothek; Linz ward belagert. Keppler irrte hier und dort umher, bis Ferdinand ihn an Wallenstein wies:

»Von ihm, als einem Liebhaber der Astrologie, sollte er seine rückständige Besoldung, die zu 12,000 Fl. angewachsen war, erhalten.« Wallenstein, der in Gedanken schon Herzog von Mecklenburg war, bestimmte ihn zum Rektor seiner dortigen Universität Rostock; seinen Gehalt aber zahlte er ihm nicht.

So reisete er aus Sagan wieder nach Regensburg, wo Reichstag gehalten ward, wollte zurück nach Linz; aber von Krankheit und Reisen ermattet, fiel er in eine Krankheit, an der er 1630 fromm und sanft starb; noch hatte er sein 59. Jahr nicht vollendet. Auf dem Peterskirchhofe ward er begraben.

Seine Verlassenschaft war:

22 ganze Reichsthaler,
11 Fl. wegen des verkauften Rosses

und einiger Gnadenpfennige. Anforderungen dagegen an kaiserliche Majestät 11,817 Fl., außerdem beträchtliche Forderungen an Landstände, Beamten und Privatpersonen. Alas! poor Keppler!

Sein Sohn Ludwig, ein Arzt, war indeß mit einem österreichischen Baron auf Reisen gewesen und hatte in 2 Jahren keine Nachricht von den Seinigen gehabt; nach seiner Rückkunft schrieb er an sie von Frankfurt aus in die Lausitz. Da kam seine verwittwete Stiefmutter mit vier Unmündigen, ohne Geld, in schlechtem Zustande, an einen Ort, wo Theurung war. Sie brachte das unvollständige Exemplar eines Traumes mit, den Keppler einst zu seinem Vergnügen aufgesetzt hatte, forderte die Ergänzung des Traumes, um etwas dafür zu gewinnen, suchte Hülfe bei dem Sohne, der selbst Andrer Hülfe nöthig hatte. Ach, armer Keppler!

Im J. 1714, also fast 100 Jahre nach seinem Tode, wollte ein andrer armer Mathematiker Kepplers Schriften in 22 Fo-

lio=Bänden drucken lassen. Der erste Band enthält lehrreiche Briefe; weiter erschien, wie leicht zu erachten war, nichts. Schon durch Leibnitz waren seine Manuscripte der königlichen Akademie angetragen; sie blieben zu Frankfurt versetzt, bis sie 1774 nach Petersburg gekauft wurden, wo die mathematische Klasse der Akademie sie durchgehen sollte. — Die meisten der Kepplerischen Schriften, die bei seinem Leben gedruckt wurden, sind eng gedruckt, außer der Harmonik und den Rudolphinischen Tafeln. Welche Mühe Keppler bei ihrer Förderung zum Druck hatte, beweisen seine Briefe an Bernegger und andre Freunde.

Im Jahre 1786 kam man auf den Gedanken, ihm zu Regensburg ein Monument aufzurichten, wo von ihm nicht einmal sein Grabstein geblieben war. Durch Subscription sollte es zu Stande kommen; und kam also — nicht zu Stande. „Es war sehr gleichgültig,« sagt Kästner (Gesch. d. Mathem. Bd. IV. S. 352), »ob Deutschland, das Kepplern bei seinem Erdenleben kaum dürftig Brod gab, ihm, da er schon länger als anderthalb hundert Erdenjahre unsterblich war, einen Stein gegeben hätte.«

»Beiträge aus ganz Deutschland hätten kein Monument veranstalten können, und Regensburg keines gefaßt, so prächtig als das, welches man (noch dazu vom Jesuiten Riccioli dem selbst bei Lutheranern verketzerten Keppler gesetzt) durch jedes Fernrohr — im Monde sieht.“

„Steinerne Denkmale erinnern an einen Gelehrten höchstens seine Freunde und gewesenen Mitbürger, und das auch auf kurze Zeit; sein Andenken zu erhalten, ist Papier dauerhafter als Marmor.“

* * *

Isaak Newton sah im J. 1642 in England das Licht, begütert, glücklich-freigeboren. Seiner Neigung zur Mathematik ließ eine gute Mutter ihren Lauf; im 20. Jahre ward er zu Cambridge in der Geometrie Barrow's Schüler.

Die Wissenschaften, die er gewählt hatte, waren damals im höchsten Betriebe; von den trefflichsten Männern bearbeitet, lockten sie ihn natürlich zur Nacheiferung an. Mit stillem Schritt trat er nicht nur in die Laufbahn der berühmtesten Mathematiker, sondern bald auch auf den Gipfel ihrer Entdeckungen und ihres Ruhmes. Im 25. Jahre (1667) soll er die Fluxions-Rechnung erfunden haben, auf sie führte ihn Fermat. Das Jahr darauf, als er sich mit optischen Werkzeugen beschäftigte, soll er bei Gelegenheit des Prisma seine Theorie des Lichts erfunden haben. Zwei Jahre darauf, als ihn die Pest von Cambridge vertrieben hatte, soll er auf seine Theorie der Schwere gekommen seyn; Alles in jugendlichen Jahren.

Im 29. Jahre ward er Lehrer der Mathematik an Barrow's Stelle; eine seiner Liebe zur Wissenschaft sehr bequeme Situation, wie Jeder weiß, der die Beschaffenheit dieser Professuren in England kennt.

In stiller Ruhe arbeitete er hier seine Werke aus; seine Gedanken gewannen Zeit zu reifen, ohne daß ihn Bedürfnisse störten, oder eine voreilige Sucht nach Ruhm spornen durfte; denn sein Stand, seine Wissenschaften schafften ihm Ehre. Erst 1675 schickte er sein erfundenes Spiegel-Teleskop an die königliche Societät der Wissenschaften, die es in den Transaktionen bekannt machte; vorher hatte er nur den Varenius (*Varenii*, Geographia generalis, aucta et illustrata ab *Is. Newton*. 1672) herausgegeben, vermehrt und erläutert.

Im Winter zwischen 1676 und 1677 soll er das Gesetz der Centripetalkraft gefunden, unstreitig nach Kepplers vorhergegangenen schwererern Erfindungen des Gesetzes der Bahn der Planeten in Ellipsen um ihren Brennpunkt, die Sonne; was Newton dazuthat, war das Gesetz der Kräfte.

Erst 1687 kam das System darüber unter Halley's Aufsicht heraus, von der königlichen Societät selbst dem Druck übergeben; ein Werk, das ihn auf den Gipfel des Ruhmes erhob. Im J. 1688 ward er Repräsentant der Universität im Parlament; im J. 1696, unter dem Ministerium des Grafen Halifax, Münzwardein; im J. 1703 Präsident der Societät, welche Ehrenstelle er 25 Jahre bis an seinen Tod bekleidete.

In eben diesem Jahre, 1703, gab er seine Optik heraus, die Samuel Clarke nachher ins Latein übersetzte; 1705 ward er Ritter; 1707 erschien seine allgemeine Arithmetik; 1711 seine Analysis, worauf der berühmte Streit: wer Erfinder der Fluxionen sey? folgte.

Dem Anschein nach verhielt sich Newton bei diesem Streit still; desto wirksamer und schneidender waren seine Freunde. Sogar die Societät der Wissenschaften nahm Parthei und entschied — für ihren Präsidenten.

Die letzten Arbeiten Newton's waren bekanntlich chronologisch und theologisch, die seinem Ruhme wenig hinzufügten. Er starb 1727 im 85. Jahre, höchst berühmt und von den Briten fast wie ein überirdisches Wesen verehrt. Sein Körper wurde auf einem Paradebett in der Jerusalemskammer ausgestellt und in der Westmünster-Abtei prächtig begraben. Der Lord Kanzler,

zwei Herzöge, drei Grafen trugen das Leichentuch. Das ihm gesetzte prächtige Monument endet seine lange, große Inschrift mit den Worten: humani generis decus. Er hinterließ 32,000 Pf. St. (damals eine ungeheuere Summe), Landhaus und Zugehör ungerechnet.

Fragmente.

Kein großer Geist, durch den das Schicksal Veränderung bewirkt, kann freilich mit Allem, was er denkt und fühlt, nach der Gemeinregel jeder mittelmäßigen Seele gemessen werden. Es gibt Ausnahmen höherer Gattung und meist alles Merkwürdige der Welt geschieht durch diese Ausnahmen. Die geraden Linien gehen nur immer gerade fort, würden Alles auf der Stelle lassen, wenn nicht die Gottheit auch außerordentliche Menschen, Kometen, in die Sphären der ruhigen Sonnenbahn würfe, fallen und im tiefsten Falle sich wieder erheben ließe, wohin kein Auge der Erde sie verfolgt.

Wenn ich da Thaten sehe, oder vielmehr schweigende Merkmale von Thaten ahne, aus einem Geiste, der für die Hülle seiner Zeit zu groß, und für ihr Lobgeschrei zu still und blöde dahingeht und im Finstern säet! Saamenkörner, die wie

alle Gotteswerke und Schöpfungen vom kleinen Keim anfangen, denen man's aber beim ersten kleinen Sprößlein so lieblich ansieht und anriecht, daß sie Schöpfung Gottes im Verborgenen seyn werden. — Und wären's Anlagen, insonderheit zur edelsten Pflanze der Menschheit, Bildung, Erziehung, Menschenliebe, Sympathie und Brüderglückseligkeit — heilige Pflanzen, wer ist unter euch gewandelt, daß ihn nie ein Schauer besserer Zukunft ergriffe, und er euren Urheber, klein und groß, König und Knecht, nicht im stillen Abend=, Morgen= und Mitternacht=Opfer segne? Alle bloß körperliche und politische Zwecke zerfallen, wie Scherbe und Leichnam: die Seele! der Geist! Inhalt für's Ganze der Menschheit — der bleibt: und wohl, wenn da aus der reinen, untrübbaren Lebensquelle viel ward! —

Wenn im Kreise der Menschheit etwas der Vergänglichkeit trotzt, müßte es Wissenschaft und Kunst seyn, sie, die ewiger Natur sind, der reinsten Wahrheit und einer Erweiterung ins Unermeßliche fähig; auch ist's gewiß, daß das eigentliche Wesen der Kunst und Wissenschaft nie erstirbt, und sich nie ändert. Desto sterblicher aber sind ihre Formen, da diese vor allem andern an ihrem Erfinder und Meister zu hangen, mit ihm zu entsprießen, zu blühen und unterzugehen scheinen. So lange der Erfinder lebt, so lange der Meister lehret und anweiset, schöpft man aus seinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geschlecht durchwandert man schon nachlallende oder nachäffende Schulen; das Bild des Meisters steht todt da; seine Wissenschaft und Kunst hat sich nicht in seinen, sondern in seiner Nachbaren Werken selbst überlebt.

Wenn wir der Natur einen Zweck auf der Erde geben wollen, so kann solcher nichts seyn, als eine Entwickelung ihrer Kräfte in allen Gestalten, Gattungen und Arten. Diese Evolutionen gehen langsam, oft unbemerkt fort, und meistens erscheinen sie periodisch. Auf die Nacht des Schlafes folgt der Morgen des Erwachens, unter dem Schatten jener hatte die Natur Kräfte gesammelt, diesem, dem Morgen, munter zu begegnen.

In den Lebensaltern der Menschen dauert die Kindheit lange; langsam wächst Körper und Geist, bis mit zusammengenommenen Kräften die Blume der Jugend hervorbricht, und die Frucht späterer Jahre allmählig reifet. Sehr unrecht hat man diese Perioden der Entwickelung Revolutionen genannt; hier revolvirt sich nichts, aber entwickelt (evolvirt) werden die Kräfte. Immer kommen verborgnere, tiefer liegende zum Vorschein, die ohne manche vorhergehende nicht thätig werden konnten.

Deßwegen macht die Natur Perioden; sie ließ dem Geschöpfe Zeit, von einer überstandenen Anstrengung sich zu erholen, um eine andere noch schwerere fröhlich anzufangen und zu vollenden: denn ohne Zweifel sind, wenn das Gewächs die Blume hervortreibt, oder sich in ihr die Frucht bildet, innigere, feinere Kräfte regsam, als da der Saft in den Stengel trat, und sich die untersten Blätter an ihm erzeugten. Nicht eher verläßt die Natur, dem ordentlichen Laufe nach, ihr Geschöpf, als bis alle physischen Kräfte desselben in Anwendung gebracht, das Innerste gleichsam herausgekehrt und die Entwickelung, der bei jedem Schritt eine gütige Epigenese beitritt, so vollendet ist, als sie unter gegebenen Umständen vollendet werden konnte.

Man ist gewohnt, jedes einzelne, zumal lebendige Wesen als ein isolirtes Ganze zu betrachten; eine nähere Ansicht aber zeigt, daß es mit Boden, Klima, Witterung, mit dem periodischen Athem der ganzen Natur zusammenhängt, daß es eben hienach länger oder kürzer dauert, früher alt wird, oder sich leichter verjünget. Der Mensch, ein vernünftiges, moralisches und politisches Geschöpf, lebt, vermöge dieser Fähigkeiten und Kräfte, in einem eignen, unendlich weiten Elemente. Seine Vernunft hängt mit der Vernunft Anderer, seine Anlage, sich als ein freies Wesen selbst, und mit Andern zu constituiren, hängt mit der Denkart, der Billigkeit und der wirksamen Unternehmung Vieler so genau zusammen, daß er außer diesem Element ein Fisch auf trockenem Lande, ein Vogel im luftleeren Raume seyn muß. Seine besten Kräfte ersterben; seine Fähigkeit bleibt ein todtes Vermögen, und alle Anstrebung außer Zeit, Ort und Mithülfe der Elemente ist wie das Erscheinen einer Blume mitten im Winter.

Die Natur macht Jahreszeiten, sie fördert Kräfte, sie fördert sie auch im Menschengeschlechte. Einzelne Menschen, Stände, Korporationen, ganze Gesellschaften und Völker können mit diesem Strome nur fortgehen; sie haben Alles gethan, wenn sie in seinem Laufe klug steuern. Glaube doch Niemand, daß, wenn alle Regenten auf der Erde, vom stolzesten Negerkönige an bis zum mächtigsten Khan der Tartaren sich zusammen verbänden, das Heute zum Gestern zu machen, und die fortgehende Entwickelung des gemeinsamen Menschengeschlechts, sie möge zur Jugend oder zum Alter führen, auf immerhin zu hindern, daß sie jemals damit zu Stande kämen. Für weise Regenten kann dies auch nie ein Zweck werden, eben weil in der ganzen fruchtlosen Bemühung kein Verstand ist. — —

Alle Stände und Einrichtungen der Gesellschaft sind Kinder der Zeit; diese alte Mutter gebar, nährte, erzog sie; sie schmückte, stattete sie aus; und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt sie sie, wie sie sich selbst begräbt und wieder verjünget.

Wer also sein Daseyn mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechselt, macht sich selbst unnöthige Plage; was vor Dir war, wird auch hinter Dir seyn, wenn es seyn soll. Handle so viel an Dir ist, klug und weise; ihren großen Gang wird die Zeit gehen und das Ihrige vollenden. Du für Deine Person sey mehr, als Dein Stand ist: so wirst Du in ihm, er altre, wie er wolle, für Dich selbst und für Andre stets jung seyn, ja in der dunkleren Nacht wirst Du als ein helleres Gestirn glänzen.

Wer sich nicht über die Brustwehr seines Standes erhebt, ist kein Held in demselben; hinter ihr mag er kriechen, sitzen oder liegen. Der Stand als solcher macht nur Puppen; Persönlichkeit macht nur Werth und Verdienst. Je mehr jene träge, todte Hülle, die den besten wie den schlechtesten Kern verbirgt, dahin sinkt; desto entschiedener wird der schöne, reifere Kern sichtbar. Gewiß ist's also kein Rückgang, vielmehr eine Evolution der Zeiten, wenn der Stand nicht Alles seyn kann, sondern man in jedem Stande Personen, Menschen, wirkende Geschöpfe zu sehen begehrt. Und da ohne neu einbrechende Barbarei bei den täglich vermehrten Bedürfnissen Europa's dies Gefühl nothwendig zunehmen muß: so bleibt nur ein Rath übrig, der Jeden vor der Veraltung seines Standes sichert: „Sey Etwas in Deinem Stande, sodann wirst Du der Erste seyn, die Fehler desselben einzusehen, zu vermeiden und zu verbessern. Sein Alter wird in Dir verjüngt dastehen, eben weil etwas in Dir ist, das jede Form schmücken würde, und in jeder Form lebet.“

Die Philosophie ist reich an Mitteln, die uns über erlittene Unfälle trösten sollen; unstreitig aber ist das beste Mittel dagegen, wenn sie uns stärkt, neue Uebel zu ertragen, und uns ein festes Beruhen auf uns selbst mittheilt. Der meiste Wahn, der unsere Seelenkräfte schwächt, kommt von außen; nun aber sind wir nicht die Gegenstände um uns her. Traurig ist's freilich, wenn einem Menschen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und Kostbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch keine Traube und Blume derselben anrühren mag; sie zerfallen ihm unter der Hand zu Asche, wie jene Sodomsfrüchte.

Indessen ist er doch nicht die Lage: er ziehe, wie die Schildkröte, die Glieder ein und sey, was er seyn kann und seyn soll. Je mehr er vom Erfolg seiner Handlungen wegsiehet, desto mehr ruhet er in der Handlung; dadurch wird die Seele stärker, und belebt sich wie eine neu aufspringende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom fließen, welche fremde Theile er annehmen, und wo er endlich versiegen werde; sie strömt aus eigener Fülle, in unaufhaltsamer Bewegung.

Was Andre uns von uns selbst zeigen, ist nur der Schein; er hat immer einigen Grund und ist nie ganz zu verachten; es ist aber nur der Wiederschein in ihnen, der vor ihrer eigenen, oft zerbrochenen und düstern Gestalt zurückgespielt wird, nie unser Wesen. Laß das kleine Gewürm um und über Dich kriechen, und sich äußerst bemühen, daß man Dich für todt halte; sie wirken in ihrer Natur, wirke Du in der Deinen und lebe.

Ueberhaupt hält uns unsere Brust, unser Charakter viel mehr und länger aufrecht empor, als alle Spitzfindigkeiten des Kopfes und jede Verschlagenheit des Geistes. Im Herzen leben

wir, nicht in den Gedanken. Meinungen Andrer können ein günstiger oder feindlicher Wind in unsere Segel seyn; Umstände können uns, wie das Meer die Schiffe, hier festhalten, dort gewaltig fördern; Schiff und Segel, Kompaß, Steuer und Ruder sind aber doch unser. Ergraue also nie, wie der alte Tithon, im Wahn, daß Deine Jugend dahin sey; vielmehr fahre mit neuerweckter Thätigkeit täglich aus Deinen Armen eine neue Aurora.

Die Seele will bei ihren geheimsten Operationen keinen Zwang, keine mechanische Vorschrift, sie wirkt frei aus sich heraus, und in diesen ersten Arbeiten liegt das Enblem der Wirkungen ihres ganzen Lebens. Sie also belauschen, sie, wenn sie in holden Wüsten, in anmuthigen Labyrinthen irrt, und sich zu weit verirrt, in der Gestalt eines hellen Sterns, oder wie Minerva bei Homer in der Gestalt eines fremden Wanderers (nicht Lehrers, nicht Zuchtmeisters) zurecht weisen, kurz, wie jener Philosoph sich täglich wünschte, ihnen fröhliche Morgen- und Jugendbilder gewähren, damit sie einst am Abend und im Alter fröhliche Zurückerinnerungen aus dem platonischen Reiche der Geister haben mögen, und keiner erniedrigenden, entsetzlichen Ideen der Seelenwanderung bedürfen: das, meine ich, können und sollen wir; doch freilich unter den Händen des Schicksals.

— — Denn da wir über alle Ideen und Eindrücke unserer selbst nicht Herren sind; viel weniger sind wir's über die Eindrücke unserer Freunde und Kinder. Wir haben unsere Seelen nicht selbst hieher gesetzt; noch weniger sind wir's, die ihre Kräfte gegen das von allen Seiten auf sie zuströmende Weltall ausgerüstet haben.

Es gibt also wirklich Personen, die zu Leiden, zum Unglück gesetzt sind; denen frühe Eindrücke und Ideen, Bekümmernisse und Krankheiten die Lust am Leben ziemlich gemindert und geraubt haben. Der Trank, den sie trinken sollen, ist ihnen bitter, oder trübe und unschmackhaft gemacht: denn es gibt Uebel, die für dieses Leben nicht mehr ganz ausgethan werden können. Auch diese Personen müssen sich indeß begnügen, die Bürde, die ihnen aufgelegt ist, eine von ihnen unabtrennliche Lebensbürde, mit Fröhlichkeit, wenigstens mit gelassenem Muth zu tragen, und auf ein anderes, freieres, besseres Daseyn zu hoffen.

Auch das beste Herz ist und bleibt immer ein Menschenherz, Körper bleibt Körper, und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armseligkeiten der Geschäfte, der so unnöthigen und doch so nöthigen Lebensmühe, kommen wieder, die Lebensalter mit ihren wechselnden Unvollkommenheiten kommen wieder. Auch in guten Eigenschaften bleibt der Menschenstamm hienieden immer in seine beiden Geschlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel stehen, sich einander umschlingen und kränzen, nie aber ein und dieselbe Vollkommenheit werden können im Menschenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern, was ein Mensch hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweise hindern und schränken unaufhörlich ein.

Nur wenige Jahre wächst ein Mensch, dann steht er still, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling seyn, und Andere nachahmen, so wird er lächerlich, so wird er kindisch.

— — Unsere Sprache, als Mittheilung unserer Gedanken, was ist's mit ihr für ein Flickwerk! Auf der Spitze unserer Zunge, zwischen Gaumen und Lippen, in einigen buchstabirlichen Tönen, soll unser Herz, unsere innigste Seele schweben, und sich einem Andern von daher so mittheilen, daß er uns fasse, daß er den Grund unsers Innersten fühle?

Leeres Streben! armselige Pantomime in einigen Luftschwingungen und Gebehrden! Die Seele liegt wie ein siebenfach Gefesselter im Kerker, und kann nur durch ein festes Gitter, durch ein Paar Licht- und Luftlöcher hinaussehen, hinausathmen. Und immer sieht sie die Welt nur von einer Seite, da Millionen Andere da seyn müssen, die, sobald wir mehrere und andere Sinne hätten, sobald die enge Hütte unsers Körpers mit einer freiern Aussicht wechselte, auch vor uns, auch in uns lägen. Und wir wollten ewig zufrieden seyn mit diesem Winkel, mit diesem Kerker? Welcher Unglückliche, der's schon zeitlebens hier seyn muß, schränkte seine Wünsche dahin ein, nur seine Bürde los zu werden, ohne Gefühl und Hoffnung eines Ersatzes dafür, daß er hier so zurückgehalten und getäuscht worden? Wenn wir selbst an den seligsten Quellen der Freundschaft und Liebe, hier oft so durstig und krank lechzen, suchen Vereinigung und finden sie nie, betteln Almosen von allen Gegenständen der Erde und sind immer arm, immer unbefriedigt — finden endlich, daß alle Erdenzwecke und Erdenplane nichts sind — eitel! eitel! fühlen das und fühlen's täglich: welche freie, edle Menschenseele hebt sich nicht empor, und verachtet ewige Hütten und Wanderplätze im Kreise der Wüsten hienieden.

In allen Gestalten und Ständen der Menschheit, dünkt mich, kommt es freilich weniger auf Ausbildung unseres Witzes, oder Scharfsinns, oder anderer Sprossen menschlicher Seelenkräfte, als auf Erziehung des Herzens an, und dies ist bei allen Menschen ein Menschenherz. Es kann auch in allen Formen und Situationen der Menschheit bis auf einen gewissen Grad gebildet werden. — —

— — Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, das, dünkt mich, ist die wahre Palingenesie dieses Lebens, nach der uns gewiß eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht.

Das Bild der Alten von der Freundschaft, „die beiden in einander geschlungenen Hände" scheinen mir das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu seyn; bedeutender als die zwei „gleichgestimmten Saitenspiele." Diese drücken nichts aus als Geselligkeit, die lange noch nicht Freundschaft ist.

Ein geselliger Mensch ist leicht und wohlgestimmt, er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt Niemand mit seinem Daseyn, er verengt Keinen, und so ist Jedermann gern um ihn: man ist auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft — welch ein anderes heiliges Band ist diese! — Herzen und Hände knüpft sie zu ei-

nem gemeinschaftlichen Zweck zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren vorliegt: da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. — —

— — Wie wahr ist's, was jener Freund von seinem Freunde singet: Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe! Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwei freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig eins gewordene Herzen und Leben.

Gleichviel, ob diese beiden Herzen männlich oder weiblich, oder beiderlei Geschlechts sind: es ist ein stolzes, aber ungereimtes Vorurtheil der Männer, daß nur sie zur Freundschaft taugen. Oft ist ein Weib zu ihr zarter, fester, treuer und goldreiner, als eine Reihe schwacher, fühlloser, unreiner Männerseelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtsinn Statt findet, da ist Freundschaft für beide Geschlechter unmöglich.

Auch Ehe soll Freundschaft seyn: und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit seyn wollte! Es ist einem edeln Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und er sich in ihr, sie sich in ihm wirksam, fröhlich, honett, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter Beide süß belohnt. Als zwei verschlungene Bäume stehen sie da, und werden dastehen, umringt vom Kranz jugendlicher grünender Bäume und Zweige. — —

Ueberhaupt ist ein gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft: Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und innere Belohnung. Was für zarte Geheimnisse gibt's in der Freundschaft! Delikatessen, als ob die Seele sich in des Andern Seele unmittelbar fühle und vorahnend seine Gedanken so richtig erkenne, als ob's ihre eignen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des Andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen.

Es gibt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindeste äußere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht erklärt, aber die Erklärung lehrt und bekräftigt. Es gibt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind.

Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andere Seele zu wirken: wo könnte es natürlicher seyn, als bei der Freundschaft? Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger als die Liebe: denn wenn die Liebe sich zur Stärke und Dauer einer Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! sie zerstört sich selbst, oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden, fressenden Flammen, und beide, das Liebende und Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da.

Aber die Gluth der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf einem Altar spielen in

einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie fröhlich und einig in's Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft siegend empor.

Ohne Religion kann die Menschheit nicht seyn. Schon das Unendliche, das uns vor- und rückwärts umgibt, das wir mit Gedanken so wenig, als mit unsern Händen umfassen können, und in welchem wir doch allenthalben Gesetz und Organisation wahrnehmen, die uns in das süßeste Erstaunen setzt — schon dies Unendliche, Weise, Gütige gebeut uns Religion, d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren, der diese Organisationen bildete, diese Gesetze feststellte.

Die Regel des Rechts in unserer Brust schließt uns noch fester an ihn; denn sie ist seine, sie ist des moralischen Weltalls Regel. Der Gedanke endlich, daß wir ganz, wie wir sind, ihm angehören, ewig angehören, und das, was er uns jetzt seyn ließ, wahrscheinlich nur ein Unterpfand dessen sey, was wir fortgehend unter seiner Führung seyn können und seyn werden, dieser zutrauende Glaube macht uns von seiner Huld gleichsam unabtrennlich. Lieber also glauben, als wissen! Da wir sehen, daß und warum wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht übersehen können, so wollen wir rechtschaffenstrebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und glauben.

Es ist unleugbar, daß wir mittelst süßer Hoffnungen das Leben hindurch gelockt und gewissermaßen getäuscht werden: denn selten gibt die Wirklichkeit das ganz und rein und lange, was die Malerin Hoffnung sich vorspiegelte. Der Kreis unserer Ideen fordert dies, und die Natur konnte nicht anders. Hoffend umfassen wir das ganze Bild der Zukunft; Tage, Monate, Jahre trennen es, lösen es rasch oder leise von einander; da entflieht der Zauber. — — — Hoffend genossen wir auf einmal Jahre, Zeiten, Ewigkeiten, ein ganzes Daseyn; die Zukunft führt uns durch diese Scenen langsam hindurch, und kann auf einmal nicht alles geben, damit sie noch etwas zu geben habe. Selbst glaube ich, das ewige Leben wird nur stufenweise genossen werden, nicht so auf einmal, wie es sich z. B. zu seiner Anfeuerung und Erhebung der sterbende Märtyrer dachte. So mit allen Hoffnungen. Sie geben den vollen Akkord an, damit er sich nachher breche und in unerwartet sanfte Gänge der Melodie auflöse.

Hoffnung ist, der Einrichtung unserer Natur nach, uns eine unentbehrliche Leiterin durch's Leben, und gewiß gibt's Menschen, die sagen können, daß sie nie ganz vergebens gehofft haben. Nur lasse man sich's gefallen, daß uns die Rechnung nicht immer in ganzen Stücken und auf einmal, sondern abschläglich und auch in Münze bezahlt werde. Die Zinsen der Verzögerung kommen dabei in Anschlag.

Thöricht ist's, sich um das zu bekümmern, was wir nicht wissen können; träge und verdrossen wäre es, sich um das nicht bekümmern zu wollen, was uns von der Zukunft zu wissen noth ist, was sich von ihr mit der Gegenwart aus der Vergangenheit

gleichsam aufdringet, was wir uns selbst nur mühsam verhehlen. Unser innerer Sinn, sagten die Griechen, spricht mit den Göttern, und ist Weissager der Zukunft. Recht und bescheiden auch von künftigen Dingen zu urtheilen, hielten sie für die schönste Gabe der Himmlischen, die sterblichen Menschen zu Theil werden könne, und stellten beide Abweichungen, den zu kühnen Vorblick sowohl, als den zu trägen Gang der Menschen auf ihrem Wege, in das gehörige Licht.

Wir tragen die Nemesis in uns. Jeder weiß, was er aus seinem vorigen Leben für Schuld und Vernachlässigung auf sich geladen, was er zu büßen, zu vergüten, einzuholen, zu tilgen, oft nur mit seinem Untergange zu tilgen habe. Die Last der Zukunft liegt unabwendbar auf ihm. — —

Auch glaube ich, müsse eine Zeit erscheinen, wo diese Gesetze des politisch-moralischen Rechts und Unrechts dem Menschenverstande so licht und klar vorliegen, als die Gesetze des physischen Drucks und Gegendrucks, oder der natürlichen Schwere. Es muß eine Zeit kommen, wo es eine Wissenschaft der Zukunft wie der Vergangenheit gibt, wo kraft dieser Wissenschaft die edelsten Menschen so gut für die Nachwelt als für sich rechnen: denn eins wird durch das andre gestraft und belohnt.

Diese Wissenschaft der Zukunft hat bereits ihren Namen, Physiokratie, im reinsten höchsten Verstande, Ethomantie der Menschheit, die große Nemesis der Zeiten, die in den Busen blickt und das Rad wendet — —

— — Es gibt aber auch eine andere Wissenschaft der Zukunft, der Niemand entfliehen darf und soll; es ist die Gerechtigkeit, die ernste und dankbare Wiedervergeltung, die uns am Ende der Laufbahn erwartet, und die (wir wollen oder nicht) uns fortbegleitet.

— — Lebe Jeder wie er soll; im Tode überlasse er sich zutrauend der Vorsehung, die ihn hieher gebracht und so manche Anstalten vorbereitet hatte; sie wird diese auch dort getroffen haben und ihn sicheren Schrittes leiten.

Der Wunsch, auch nach dem Tode in andern Menschen fortzuleben, ist unserem Gefühl eingepflanzt. Je edler ein Mensch denkt, desto verständiger wählt er dazu Mittel und Wege; ohne Zweifel ist die beste Art die, da wir nicht etwa bloß in Geschlechtern dem Namen nach, sondern durch Wirkungen unseres Lebens in andern Menschen und durch sie fortwirkend leben.

Die Bildung z.B., die wir ihnen geben, unser Beispiel, das auf sie Eindruck machte, die Denk- und Lebensweise, an welche wir sie gewöhnten, die bessern Wege der Wahrheit und Nutzbarkeit, die wir ihnen eröffneten, die Einrichtungen, Stiftungen und Anstalten, die wir zur Form ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit, zu Erweckung ihres Fleißes, ihrer Gaben und Tugenden wie fruchtbringende Bäume pflanzten; so lange sie dauern, so lange leben wir in ihnen fortwirkend. Sie denken in unserm Geist, sie richten unsern Sinn aus und erfüllen den edelsten Theil von uns, unsern besten Willen, den sie weiter erwecken und fortbreiten.

Lebendige Keime, die auf solche Weise im Reich und für das Reich der Seelen gepflanzt werden, sind unsterblicher Natur, Gottes Schöpfung. Sie gedeihen und bringen Früchte, an die ihr Urheber oft nicht dachte; sie verewigen uns wie Pflanzen des Paradieses auf die wohlthätigste, menschliche Weise.

Nothwendig gehört dazu, daß, um in Andern geistiger Weise fortzuleben, wir irdischer Weise uns selbst weniger leben, daß wir uns entsagen, verleugnen und hingeben lernen, wie ein Licht, das für Andere leuchtet und sich selbst stillglänzend verzehrt.

Der Stifter unsrer Religion war dieses wirksamen Andenkens für die Menschheit voll; sonst wäre er nicht Erlöser der Menschen, nicht Stifter seiner Religion geworden. Für die Nachwelt lebte er; großmüthig gab er sein Leben hin und sprach: „das Samenkorn muß ersterben, alsdann bringt es Früchte.“ Heiter trauet er's der Vorsehung zu, daß, wenn er gleich in seinen letzten Augenblicken von ihr verlassen schien, dennoch sein lebendiger Keim fortblühen würde. Er empfahl, als er sich hingab, die Seinigen den Händen des Vaters, seines Lebens schönste Beute.

Und zwar wollte er in ihnen nicht anders fortleben, als durch seinen Geist, durch thätige Gesinnungen und Bestrebungen, durch seine ganze wohlthätige Handlungsweise. Er in ihnen, sie in ihm sollen fortwirken und an ihm blüh'n, mit erquickender Frucht ein lebendiger Weinstock. In diesen Hoffnungen schied er von ihnen, und sprach, da sie ihn wiedersahen: „Lehret die Völker halten, was ich euch befohlen habe; ich bin mit euch.“

Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden, oder Gott müßte sich selbst vernichten. Da nun im unendlichen Daseyn alles liegt, was ist; wie endlos wird die Welt! Endlos nach Raum und Zeit, und in sich selbst beständig. Gott hat den Grund seiner Seligkeit Wesen mitgetheilt, die auch, wie er, das kleinste und das größte Daseyn genießen, und als Zweige von seiner Wurzel Lebenssaft schöpfen. — Das höchste Daseyn hat seinen Geschöpfen das Höchste gegeben, Wirklichkeit, Daseyn.

Auf einer wie hohen Stufe stehen wir menschliche Wesen, in denen, so nichtige Erscheinungen wir sind, dennoch ein lebendiger Ausdruck der drei höchsten Gotteskräfte, Macht, Verstand und Güte mit innerem Bewußtseyn wohnet. Wir können uns keine andere, geschweige höhere Eigenschaft gedenken: denn was wir in allen Werken der Natur Göttliches sehen, führet sich auf diese drei zurück, deren eine die andere erklärt, deren höchster Inbegriff und Ursprung uns als Gottheit erscheint.

Das wesentliche Gesetz Gottes wohnet also in uns, unsre obwohl beschränkte Macht nach reinen Ideen der Wahrheit und Güte zu ordnen, wie solches der Allmächtige, seiner vollkommensten Natur nach, selbst thut und allenthalben ausdrückt, ausübet. Er hat uns darin etwas Wesentliches von sich mitgetheilt, und uns zu Ebenbildern seiner Vollkommenheit gemacht, indem es in der Natur einer göttlichen Kraft liegt, nicht blind, sondern mit Einsicht, nicht eingeschränkt und boshaft, sondern mit einer alles Nichts ausschließenden Güte zu wirken. Jeder willkührliche, vernunft- und gütelose Gebrauch unserer Kräfte, der uns von

dieser Regel entfernt, macht uns uneinig mit uns selbst, verwirrt, schwach, ohnmächtig.

— — Was sollte meinen Geist an dies träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib, diese Hülle, herabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier festhalten, gehen offenbar nur meinen Leib an; er ist aus dieser Erde gebildet, und er muß wieder zu dieser Erde werden. Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre, Alles fesselt ihn, nur ihn hernieden. Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an diesen kleinen Geist der Sichtbarkeit knüpfen: welche irdische Macht könnte ihn festhalten? welch ein Naturgesetz ist entdeckt, das Seelen in dieser engen Rennbahn sich umherzudrehen zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit ist unser Geist hinweg: er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung: entkörpert ist er sogleich an seinem Orte, in seinem Kreise, in dem neuen Staat, wozu er gehöret. Vielleicht ist dieser um uns und wir kennen ihn nicht; vielleicht ist er uns nahe, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in einigen Augenblicken seliger Ahndung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichsam herbeizieht.

Vielleicht sind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andere Welten bestimmt, auf denen wir, wie auf einer goldenen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückseliger, zum Quell alles Lichtes emporklimmen, und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Sproß der Gottheit, immer suchen und nie erreichen: denn wir sind und bleiben eingeschränkte, unvollkommene,

endliche Wesen. Wo ich indessen sey, und durch welche Welten ich geführt werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters, der mich hieher brachte, und weiter ruft: immer also in Gottes unendlichem Schooße.

— — Wer aus den Alten denken und schreiben gelernt hat, wird nie sich undeutsch und unvernünftig, hinkend, lahm, unverständlich, ohne Zusammenhang oder schielend ausdrücken, nie seine Schreibart mit unnützen Tautologien durchweben. — — Der Sinn der Humanität, d. i. der ächten Menschenvernunft, des wahren Menschenverstandes, der reinen menschlichen Empfindungen ist ihm aufgeschlossen, und so lernt er Richtigkeit und Wahrheit, Genauigkeit und innere Güte über alles schätzen und lieben: er sucht nach diesen Grazien der menschlichen Denkart und Lebensweise allenthalben und freuet sich über sie, wo er sie findet. Er wird sie in seinen Umgang, in seine Geschäfte, von welcher Art diese auch seyn mögen, einzuführen suchen, und ihre Tugenden auch in seinen Sitten ausdrücken lernen: kurz, er wird ein gebildeter Mensch seyn, und sich als ein solcher im Kleinsten und Größten zeigen.

So die Humaniora in alten und neuern Schriftstellern studiren, ist etwas anders, als wie jener es nannte, die Galantiora nach neuester Art und Kunst treiben, bei welchen Galantioribus Mancher so weit kommt, daß er sogar seine Sprache vergißt: und weder grammatisch noch selbst orthographisch zu schreiben weiß, geschweige, daß in seinen Vorträgen und Aufsätzen an einen

gebildeten Menschenverstand oder an eine richtige Menschenvernunft zu gedenken wäre.

— — Die Natur sah, daß diese reine himmlische Flamme (die Freundschaft) für uns auf Erden meistens zu fein wäre; sie kleidete sie also in irdische, sinnliche Reitze, und nun erschien Venus Urania als — Aphrodite. Liebe soll uns zur Freundschaft laden, Liebe soll selbst die innigste Freundschaft werden.

Den höchsten Grad ihrer Entzückung suche ich nicht da, wo die Natur uns mit einem Augenblick irdischer Vereinigung täuscht (ein Augenblick, der sich ringsum in lauter Bedürfniß verlieret), sondern in dem ersten glücklichen Finden, in dem über alle Beschreibung süßen Augenblick, wo beide Geliebte gewahr werden, daß sie sich lieben, und es nun, wie unvollkommen und unwillkührlich es sey, so gewiß, süß und übereinstimmend einander sagen. Warum muß ich das Wort gebrauchen: sagen? Das arme Wort! Was kann in diesem Augenblick die todte Zunge, die lechzende Sprache sagen, wo selbst der seelenvolle, feurige Blick seine Flügel niederschlägt und seinen Glanz verhüllet. Wenn es einen Augenblick himmlischer Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden gibt, so ist's dieser; alles ganz anderer Art, als was uns der darbende Genuß erlaubt.

— — Der Augenblick jenes geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick, versetzt uns gleichsam in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir zurück-

empfindend, was wir so lange suchten, und uns selbst nicht zu sagen wagten: in ihm genießen wir vorempfindend alle Freuden der Zukunft, nicht ahnend, sondern habend, ja, wenn man so sagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genusses bei jedem Genusse. Jener Augenblick ist der, wo Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lange verschleiert liebte: ach warum, Unglückliche, ließest du den Funken fallen? und endetest damit auf so lange lange Zeit alle deine Freuden! —

Es ist gewiß, daß die Seelen, die zur treusten, reinsten, edelsten Liebe geschaffen sind, sich vor diesem Augenblick des Verraths als vor ihrem ärgsten Feinde fürchten, und mit ihm auf's blödeste zögern. Das weibliche Geschlecht, das die Liebe überhaupt zarter als das unsere behandelt, fühlt, wie viel die Flamme derselben mit jedem Genuß verliere, wie sie, der Natur der Flammen zuwider, erstickt, wenn sie ausbricht, und durch jede Aeußerung ihre innere Kraft und Seligkeit schwächt.

Keusch und heilig sucht's also das Geheimniß selbst im Herzen der Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiß ist; und nichts macht sich gewisser als dieses. Das Geheimniß wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt: es erstirbt auf gewisse Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. Aber da wir einmal Körper sind, so verliert Psyche freilich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmlischen Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt. Ist es Wunder, daß sie sich so lange, und mit so vieler Mühe noch täuschen will, daß sie nicht den Körper, sondern nur das, was ihrer Natur ist, die Seele des Geliebten liebe? gleich als ob sie sich ihrer Erniedrigung schämte, und die kurze Dauer des Genusses, den sie sucht, prophezeihete. Wie verhüllet

sie sich also diesen! sie suchet auch im Kuß nur Vereinigung der Seelen. — —

— — Glücklich, daß die Natur diesen kurzen trügenden Wahn der innigsten Vereinigung von Seiten des Geistes mit Freundschaft paarte, und von Seiten des Körpers mit dem elektrischen Funken seiner Allmacht beglückte, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung zweier Wesen ein drittes wird, gleichsam ein Geschöpf der Liebe, des Verlangens und der unvollendeten Sehnsucht. Die feurige Kette schlingt sich also weiter: zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß wird an sie ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke des Verlangens weiter zünde. Ueberhaupt bemerke ich allgemein, daß der Schöpfer keinen Grad von Vereinigung der Wesen in seiner Natur ohne Frucht ließ. Der erste Grad von sinnlichem Genuß, nach dem auch schon das Kind sauget, gibt uns Lebenssaft: er bereitet uns ein Edleres aus einer schlechteren Materie. Je feiner das Organ wird, desto geistiger sind die Kinder seines Empfängnisses: Düfte stärken und erquicken die Seele; Musik tröstet und labt das Herz mit himmlischem Tranke.

Die Bilder führen dem Geist zärtere Gedanken zu, als ihr Materielles selbst ist, und endlich Freundschaft und Liebe, jene die Ehe der Geister, diese der Körper, bringen uns einen Becher des Genusses mit den schönsten Früchten bekränzet. Freundschaft erweckt edle Empfindungen, Bestrebungen, Thaten; Liebe, wie die göttliche Frühlingssonne, belebt den zarten mütterlichen Weinstock mit Laub und Früchten. Die Schöpfungskraft des ersten Urhebers ist in sie gelegt.

Auch scheint es, daß die Natur Sorge getragen habe, den kurzen flüchtigen Genuß der Liebe mit einer Gabe zu ersetzen und

zu belohnen, der sie unmittelbar aus ihrem Schooße nahm, ja in der auch das geringste lebendige Geschöpf eines Funkens der Gottheit gewürdigt werden sollte: es ist die Elternzärtlichkeit, die väterliche und mütterliche Liebe.

Sie ist göttlich, denn sie ist uneigennützig, und sehr oft ohne Dank. Sie ist himmlisch, denn sie kann sich auch in viele zertheilen, und bleibt immer ungetheilt und neidlos. Endlich ist sie auch ewig und unendlich, denn sie überwindet Liebe und Tod.

Abscheulich ist die Mutter, die ihrem Kinde den Liebhaber vorzieht; selbst Thiere beschämen sie, die freudig für ihre Jungen sterben. Unter allen Schmerzen des Todes schmeichelten und liebkosten sie denen, die man grausam aus ihrem Leibe riß; und für jede thierische Mutter gibt's kein süßeres Geschäft, als ihre Jungen zu säugen.

Mütterliche Zärtlichkeit war das Pfand der Liebe, womit die Natur, gleichsam aus ihrem Herzen, die Schmerzen der Mutter belohnte. Nichts geht über die Angst, womit die Mutter ein verlornes Kind sucht, und nichts über die Freude, womit sie's nach langem Suchen, nach vieljähriger Entfernung wieder findet, und wie neugeboren umarmt. Das Verlangen der Mutter nach Kindern ist die schönste Sehnsucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja aus der, bei allen reinen Weiberherzen, er eigentlich ganz gewebt scheint. Sie sind die Priesterinnen am heiligen Feuer der Vesta: und wehe dem verachteten Geschöpf, das statt dieser Flamme von einer andern glühet! Nur die Spitze seines Pfeils hat Amor mit Verlangen gesalbet, unglücklich, wem der ganze Pfeil davon glühet.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Elternzärtlichkeit hinaufsteigen, als zu Dir, große allgemeine Mutter, zärtlicher, höchster Vater! Meine Sprache hat kein Wort, die Empfindung zu nennen, mit der Du Dich in jedes Geschöpf, in jeden Nerv und Winkel eines schlagenden Herzens setztest, und jedem derselben seinen für Andere unübersehbaren, unerklärlichen, unfühlbaren Genuß gabst.

Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts hervorzog, die Weisheit einschlug, und die Liebe ihre tausendgestaltige sinn- und liebreiche Figuren einwebte. Wer sollte Dich also nicht lieben, da jedes Geschöpf nur zu Dir ziehet, zu Dir weiset? und wer kann's, wie er sollte, da er im Meer Deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergeht, und auch nur über sich selbst in die tiefste Tiefe sinket?

Du hast das Schicksal aller Eltern, daß sie mehr lieben, als geliebt werden; aber Du hast vor allen das voraus, daß Du die Sehnsucht nach Dir in mir selbst erschaffen hast, und mich an Banden des Erkenntnisses und der Liebe Dir immer näher zuführen kannst. Mein ganzes Herz sagt mir's, Du werdest und müssest es thun: denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir ist ja nur ein Abglanz Deines Herzens. Du mußt mich also tausendfach inniger erkennen, nennen, suchen und lieben, als ich Dich nennen und suchen kann, und dieser ewige Zug Deines Herzens zu dem meinen ist mir ein eingepflanzter Bürge meiner unsterblichen Neigung zu Dir, und des immer wachsenden Genusses Deiner.

— — Theilnehmen müssen wir; wir stehen im Strom der Zeit, wo eine Welle die andere treibt; nützlich oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft wirken; wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpreis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saiten treffen, wo wohlklingende Consonanzen in's Unendliche hinauf- und hinunter tönen. Wären diese gleich dem gemeinen Ohr unhörbar: sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute.

Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; vielmehr können wir's durch Anstalten, Reden, Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in Andre ab; diese nehmen's an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei; wir genießen seine Früchte, und müssen zu seiner weitern Kultur mithelfen. Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht; aber unsre Hand sey emsig, unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig.

Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht des Namens vergessen, mit dem unsere Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unseres Daseyns, die edelste Form, die wir von Andern in uns, auf Andere aus uns brachten.

Der uns ungefragt hiehergebracht und für das Werden in dieser Welt einen so unerwarteten Plan ersonnen hat, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wissen, wenn er unserer bedarf.

Schuldlos und heiter von dannen zu gehen, keinen Ankläger und Rächer im Busen mit sich zu tragen, müßte jedes Vernünftigen Wunsch und Bestreben seyn, gesetzt sogar, daß er sich mit seinem Bestreben täuschte.

Nichts stehet in der Natur allein, nichts ist ohne Wirkung; und da alles in Verbindung und alles Mögliche da ist: so ist auch nichts in der Natur ohne Organisation, jede Kraft stehet in Verbindung mit andern ihr dienenden, oder über sie herrschenden Kräften. Wenn meine Seele also eine substantielle Kraft ist, und ihr jetziges Reich der Wirkung zerstört wird: so kann es ihr in einer Schöpfung, in welcher keine Lücke, kein Sprung, keine Insel Statt findet, an einem neuen Organ nie fehlen. Neu dienende Kräfte werden ihr beistehen, und in ihrem neuen Zusammenhang mit einer Welt, in welcher Alles zusammenhängt, ihren Wirkungskreis bilden.

Das heiligste und gewiß göttliche Gesetz: »Alles, was sich liebt, verähnlicht sich einander.« Wie zwei Farben zusammen strahlen, daß eine mittlere dritte werde, so werden auf eine wunderbare Weise, schon durch das theilnehmende Beisammenseyn, menschliche Gemüther, ja sogar Geberden und Gesichtszüge, die feinsten Uebergänge der Denkart und Handlungsweise einander ähnlich. Schwärmerei, Wahnsinn, Furcht, alle Affekten sind ansteckende Uebel, nicht durch das, was in ihnen Uebel oder ein Nichts ist, sind sie so mächtig, sondern durch die Stärke ihrer wirkenden Kräfte; wie, dann sollte sich nicht die Wirkung regelmäßiger Kräfte, d. i. Ordnung, Harmonie, Schönheit mit viel wesentlicher Macht auf Andere erstrecken, und sich ihnen mittheilen? Nur dadurch sahen wir Organisation werden, daß stärkere Kräfte die schwächern in ihr Reich ziehen, und nach eingepflanzten Regeln einer in sich nothwendigen Güte und Wahrheit sie zu einer Gestalt bilden.

Alles Gute theilt sich mit; es hat die Natur Gottes, der sich nicht anders als mittheilen konnte; es hat auch seine unfehlbare Wirkung. Die Regeln der Schönheit z. B. drängen sich uns auf, sie strahlen uns an; unvermerkt gehen sie in uns über; aber dies ist das Geheimniß der überall zusammenhängend-wirkenden, in sich selbst bestehenden Schöpfung. Das freundschaftliche Beisammenseyn menschlicher Gemüther verähnlicht sie einander ohne Gewalt, ohne Worte.

— — Verzweifle Niemand an der Wirkung seines Daseyns; je mehr Ordnung in demselben ist, je gleichförmiger in den Gesetzen der Natur er handelt, desto unfehlbarer ist seine Wirkung. Er wirkt wie Gott, in Gott; er kann nicht anders, als ein Chaos um sich her ordnen, Finstern'ß vertreiben, damit Licht werde; seiner schönen Gestalt verähnlicht er Alles, was mit ihm ist, selbst

mehr oder minder, was streitend ihm entgegenfährt, sobald er durch Güte und Wahrheit überwindet.

Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüthe eilet. Sie ziehet den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich, und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite, und eine Blüthe ist da und sie verschwindet. Sie hat alle ihre Kraft, ihre Liebe und ihr Leben daran gewandt, damit sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurücklasse. Nun ist auch ihre Erscheinung hin; sie hat solche im rastlosen Dienste der Natur verzehret, und man kann sagen, daß sie vom Anfange ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbeitet habe.

Was aber ist in ihr zerstört, als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte? Die, da sie den höchsten Punkt unserer Linie erreicht hatte, in welchem das Maximum ihrer Bestimmung, die Gestalt und das Maaß ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte. Dies that sie nicht etwa (welches ein trauriges Bild wäre) jüngern lebendigen Erscheinungen, als eine jetzt todte, Platz zu machen; als eine lebendige vielmehr brachte sie mit aller Freude des Daseyns das Daseyn derselben hervor, und überließ es in dauernden Keimen dem fortblühenden Garten der Zeit, in welchem auch sie blühete. Denn sie selbst ist mit dieser Erscheinung nicht gestorben, so lange die Kraft ihrer Wurzel fortdauert; aus ihrem Winterschlaf wird sie wieder erwachen und aufstehen in neuer Frühlings- und Jugendschöne, die Töchter ihres Daseyns, jetzt ihre Freundinnen und Schwestern, an ihrer jungfräulichen Seite.

Es ist also kein Tod in der Schöpfung; es ist ein Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann, die Wirkung einer ewig jungen, rastlosen, dauernden Kraft, die ihrer Natur nach keinen Augenblick müssig seyn, stille stehen, unthätig bleiben konnte. Immer und immer arbeitet sie auf die reichste, schönste Weise zu ihrem und so viel Andrer Daseyn, als sie Daseyn hervor zu bringen, mitzutheilen vermochte. In einer Welt, wo sich Alles verwandelt, ist jede Kraft in ewiger Wirkung, mithin in fortgesetzter Verwandlung ihrer Organe; diese Verwandlung selbst ist eben der Ausdruck ihrer unzerstörbaren Wirksamkeit voll Weisheit, Güte und Schönheit.

So lange die Blume lebte, arbeitete sie zu ihrem eignen Flor, wie zur Vervielfältigung ihres Daseyns; sie ward (das Höchste, was ein Geschöpf werden kann) eine Schöpferin durch eigene organische Kräfte. Als sie starb, entzog sie der Welt eine verlebte Erscheinung; die innere verlebte Kraft, die sie hervorbrachte, ziehet sich in sich selbst zurück, um sich abermals in junger Schönheit der Welt zu zeigen. Können Sie sich ein schöneres Gesetz wesentlicher Weisheit und Güte in dem, was Veränderung heißt, gedenken, als daß sich Alles zum neuen Leben, zu neuer Jugendkraft und Schönheit im raschesten Laufe drängt, und daher jeden Augenblick verwandelt?

— — Mich kümmert die überirdische Abstraktion sehr wenig, die sich aus Allem, was »Kreis unsers Denkens und Empfindens« heißt, ich weiß nicht, auf welchen Thron der Gottheit setzet, da Wortwelten schafft und über alles Mögliche und Wirk-

liche richtet. Was wir wissen, wissen wir nur aus Analogie, von der Kreatur zu uns und von uns zum Schöpfer. Soll ich also dem nicht trauen, der mich in diesen Kreis von Empfindungen und Aehnlichkeit setzte, mir keinen andern Schlüssel, in das Innere der Dinge einzudringen, gab, als mein Gepräge, oder vielmehr das wiederglänzende Bild seines in meinem Geiste; wem soll ich denn trauen und glauben? —

Syllogismen können mich nichts lehren, wo es auf's erste Empfängniß der Wahrheit ankommt, die ja jene nur entwikkeln, nachdem sie empfangen ist; mithin ist das Geschwätz von Worterklärungen und Beweisen meistens nur ein Bretspiel, das auf angenommenen Regeln und Hypothesen ruhet. Die stille Aehnlichkeit, die ich im Ganzen meiner Schöpfung, meiner Seele und meines Lebens empfinde und ahne; der große Geist, der mich anwehet und mir im Kleinen und Großen, in der sichtbaren und unsichtbaren Welt einen Gang, einerlei Gesetze zeiget: das ist mein Siegel der Wahrheit.

Glücklich, wenn es auch diese Schrift auf sich hätte, und stille züchtige Leser (weil ich für andere nicht schreibe) eben dieselbe Analogie, das Gefühl von dem einen, der in aller Mannichfaltigkeit herrscht, empfinden! Ich schäme mich nicht, an den Brüsten dieser großen Mutter-Natur nur als ein Kind zu saugen, laufe nach Bildern, nach Aehnlichkeiten, nach Gesetzen der Uebereinstimmung zu einem, weil ich kein anderes Spiel meiner denkenden Kräfte (wenn ja gedacht werden muß) kenne, und glaube übrigens, daß Homer und Sophocles, Dante, Shakespeare und Klopstock der Psychologie und Menschenkenntniß mehr Stoff geliefert haben, als selbst die Aristoteles und Leibnitze aller Völker und Zeiten.

Licht war der Anfang der Schöpfung, und es gibt kein edleres Loos in der Welt, als zu erleuchten, wenn das Licht rechter Art ist. Selbst der Sohn Gottes konnte hienieden nichts Besseres thun, als Wahrheit lehren; aber sein Licht war Wärme, seine Wahrheit ewiges Leben. Der Anspruch ist vorgeschrieben, »daß die Menschen nur deßwegen Wahrheit hassen, und die Finsterniß mehr als das Licht lieben, weil ihre Werke nicht taugen,« daß in diesem geheimen und oft sehr verschönten Hasse aber auch das größte Gericht sey. Er ward nicht müde, Wahrheit zu lehren, und selbst als ein König der Wahrheit zu sterben. Er kehrte zurück, woher er gekommen war, und ließ seinem Fußtritte den Segen nach, daß Licht ewig Licht bleiben, seiner Natur nach immer die Finsterniß überwinden müsse, und Alles zu Gott kommen werde, was in ihm gethan sey. — —

Jede edle Menschenart schläft, wie aller gute Saame im Keime; er ist da und erkennt sich selbst nicht. Was in Absicht auf Seelenkräfte Genie heißt, ist in Absicht auf Willen und Empfindung Charakter. Woher weiß der arme Keim, und woher soll er's wissen, welche Reize, Kräfte, Düfte des Lebens ihm im Augenblicke seines Werdens zuströmten? Das Siegel Gottes, die Decke der Schöpfung ruht auf ihm; er ward gebildet im Mittelpunkte der Erde.

So viel sehen wir, daß ein Kind, wie die Gestalt seines Körpers und Angesichts, auch die Züge seiner Art zu denken und zu empfinden mitbringt; es ist ein gebildeter ganzer Mensch, ob-

schon im Kleinen. Du kannst kein Glied hinzuthun, das ihm fehlet, keine Leidenschaft, keinen Hauptzug hinwegthun, der da ist.

Wer das zarte Saitenspiel junger Kinder und Knaben zu behorchen, wer nur in ihrem Gesichte zu lesen weiß, welche Bemerkungen von Genie und Charakter, d. i. einzelner Menschenart, wird er machen! Es klingen leise Töne, die gleichsam aus einer anderen Welt zu kommen scheinen; hier und da regt sich ein Zug von Nachdenken, Leidenschaft, Empfindung, die eine ganze Welt schlafender Kräfte, einen ganzen lebendigen Menschen weissagt. — — Im Kinde ist ein Quell von mancherlei Leben, nur noch mit Luft und Nebel bedeckt. Eine Knospe, in der der ganze Baum, die ganze Blume eingehüllet blühet.

Nicht zu früh reiße sie auf, diese lebensschwangere Knospe, lass' sie sich ins Laub der Bescheidenheit, und oft Dumpfheit, wie wir sagen, verstecken. Es ist ein unersetzlicher Schade, wenn man die liebe jungfräuliche Blume aufbricht, daß sie lebenslang welke. Fühlst du die Freuden der Morgenröthe, ihren lieben ersten Dämmerungsstrahl nicht? Warte! die große Sonne wird schon hervorschreiten.

In unserer Zeit, da Alles früh reif wird, kann man auch mit der Auferziehung junger menschlicher Pflanzen nicht genug eilen. Da stehen sie, die jungen Männer, die Kinder von hundert Jahren, daß man sieht und schaudert. Die verworrene Rührung, die sich, wie Winkelmann sagt, zuerst durch einen fliegenden Reiz verräth, muß gleich bestimmt; Erfahrungen und Kenntnisse, die erst Früchte männlicher Jahre seyn sollten, mit Gewalt hinein gezwungen werden, daß in weniger Zeit Jünglingen selbst die Lust zu leben vergeht, die ächten Freuden der jun-

gen Jahre immer seltener werden, und Uebermuth, Vorwitz, Tollkühnheit, Ausschweifung sich mit elender Schwäche und Mattigkeit abwechseln oder enden. —

Ist Genie und Charakter nur lebendige Menschenart, nichts mehr und nichts minder: bemerket diese, nähret die innere Quelle, übt die Thätigkeit und Elasticität der Seele, aber nur wie sie geübt seyn will. Wortgedächtniß, Schalen ohne Kern, und Körper ohne Seele sind unnütz, denn auch das kleinste Kind ist ein lebendiger Mensch und hatte alle menschliche Seelenkräfte, nicht bloß wie ihr wähnt, die edle Gedächtnißgabe. Aber wie die Natur Alles wachsen läßt, muß auch ihre edelste Pflanze, das Menschengeschöpf, wachsen in Hüllen; wehe dem, der eins der Unschuldigen durch seine Frühklugheit und ordnungslose Sittenweisheit vielleicht auf immer zerstört und ärgert.

Der erwachende Jüngling findet sich an der Wegscheide seines Lebens, wenn sich Knaben- und Jünglings-Alter trennen. Oft erscheint ihm da sein Genius und zeigt ihm Weg und Höhen seiner Zukunft, aber nur — im dunkeln Traume. Indessen auch einem Greise, am letzten Tage seines Lebens ist der Traum der Jugend, der erste Pulsschlag all seines künftigen Lebens, prophetische Entzückung.

Wer zu seinem künftigen Werk und Wesen nur Entwickelung braucht, findet seinen Entwickler auch leicht. Ein Euklides, eine Uhr, ein Gemälde, ein Blatt unbekannter Ziffern weckte manche auf, als ob's Apollo selbst mit der Leier wäre: für andere ist viel Gefahr, Erfahrung, oft ein Rubikon nöthig — Cäsar an Alexanders Bildsäule, Alexander an Achilles Grabe weinend — welch ein weissagender, rührender Anblick! Da schläft's

in der Seele, oder vielmehr, es schläft nicht mehr, kann aber jetzt nur in Thränen heraus, einst wird's anders herausströmen.

Auch hier entdeckt nur Seele die Seele: eigne Menschenart kann eine fremde Menschenart allein verstehen, trösten und ahnen. Oft ist's ein erfahrungsvoller, stiller, neidloser Greis, der den Jüngling, verloren in sich selbst, bemerket und ihm ein Wort spricht, das lebenslang in seiner Seele tönet. Oder es wirft derselbe nur so einen Blick, ein Zeichen, eine Gluthkohle sorglos neben sich nieder; der Jüngling nahm sie auf, sie war lange todt und vergessen, und da glimmt sie, gerade jetzt, in der Zeit dieser Niedergeschlagenheit, Trübsal und Kälte wieder: er wärmt sein Herz an ihr, als käme sie jetzt eben vom Altar der Liebe und Weisheit.

Oft sind dem jungen Schiffer, schon unterm Angesicht der Morgenröthe, Stürme beschieden. Er verschlägt, kommt in's Land der Ungeheuer und Riesen, oder geräth in die Gärten der Armida. Glücklich, wenn ihm die Göttin mit dem Spiegel der Wahrheit bald erschien, daß er sich selbst sehe und wieder ermanne! Alsdann, wenn er zeitig genug entkommt, waren ihm die Stürme und Wallfahrten sehr nützlich, die sein unversuchtes Schiff übten. Jeder edle Widerstand, jedes tiefe und stille Leiden prägt treffliche Züge uns in Gesicht und Seele: die ersten Triumphe unserer Jugendzeit werden das punctum saliens unsers ganzen leidigen Lebens. Jammer aber, wenn der Jüngling unterliegt, wenn er drückenden oder hinüberziehenden Gegenständen zu nahe weilet! Er verbildet sich, wird hart und dürre, oder weich und lüstern, und verhaucht sein Leben im Lenz der Jahre. Zu früh geliebkoset, liebkoset er wieder und versteht nichts anderes. Zu früh und zu lange befeindet, überzieht er alles mit Menschenhaß und Galle: so sind viel gute Menschen ganz oder halb verloren.

Es ist bekannt, daß eine Eiche lange und langsam wachse, dagegen der Erdschwamm in einer Nacht aufschießt. Auch bei den sonderbarsten und zu den größten Dingen berufenen Menschen trifft dies oft ein. Junius Brutus blieb lange brutus; Ximenes ging lange mit dem Bettelsack umher, der ihm schlecht anstand; und Correggio war nicht jung mehr, da er sein io son pittore ausrief.

Der edle Mensch hat die Himmelsleiter in sich, die er erst hinauf seyn muß, ehe ihm ein Wort entfahre; der Altagsschwätzer, das ist, der gute Kopf, der redselige Mensch von leichter Lippe, ist immer, auch ehe er angefangen hat, am Ende. Er hat, wie man sagt, Alles gleich weg. Er kann den Ocean mit einer Nußschale zum Nachtisch austrinken. — —

O du heilige, liebe Stille zarter bescheidener Gemüther, wie wohl thust du! Wohl thust du dem, der dich genießet: er erspart sich hundert Vorwürfe, Gaukeleien, Wundernisse, Fragen und Zweifel; er erspart Andern den Anblick der Mühe und gibt That. Newton, der Jüngling, hatte alle Theorien, die sein Leben verewigten, fertig, und wußte nicht, daß er sie habe. Der Fall eines Apfels unter dem Baume lehrte ihn das System der Welten, und zeitlebens blieb er der bescheidne, stille, keusche Mann, der wahre Gottesverehrer. Siehe Shakespear in sein Gesicht, ob da auf der sanften, stillen Fläche, in der sich alle Gegenstände, Handlungen und Charaktere der Welt spiegeln konnten, der Affenwitz, die grinsende Freude der Yahoo herrschte, der andere Genie's ausgezeichnet? Er war und blieb Schauspieler, der sich nicht einmal zu den ersten Rollen erhob. Baco's Lichtseele hatte mit dem Gestirn viele Aehnlichkeit, bei dessen Verfinsterung er allemal in Ohnmacht sank: er brennet nicht, aber er glänzet sanft und leuchtet.

Welch ein liebender Menschensänger muß Homer gewesen seyn, wenn man den immer gleichen und sanften Strom seiner Gesänge hingleitet! Wie stille, neidlose Männer Virgil und Horaz, Petrarca und Lafontaine, Kopernikus und Keppler, Montagne und Sarpi. Der Schwärmer Malebranche ließ sich von R. Simon erst lange mit der Kritik martern, ehe er seinen Des=Cartes fand. Luther kämpfte lange mit sich, ehe er mit der Welt anfing zu kämpfen, und blieb immer, trotz eiserner Härte und Stärke, im Werke seines Berufs, im Privatleben der weichste und redlichste Mann, der mit sich selbst mehr rang, als Manche von ihm glauben. — —

Das leichteste Mittel, welches die Regierungen haben, die Wissenschaften zu fördern, ist die Nicht=Hinderniß, die Erlaubniß, eine gute Sache zu treiben, die Gedankenfreiheit. Alle Inquisition ist dem Reiche der Wissenschaften schädlich: sie macht die Luft erstickend und benimmt den Athem. Ein Buch, das erst durch zehn Censuren gelangen muß, ehe es das Licht der Welt sieht, ist kein Buch mehr, sondern ein Machwerk der heiligen Inquisition, sehr oft ein Verstümmelter, ein mit Ruthen gegeißelter, im Munde geknebelter Unglücklicher; immer aber ein Sklave. Es ist weltkundig, wie sehr die Reiche der Inquisition an Wissenschaften zurück sind; desto reicher sind sie an Aberglauben, Dunkelheit und Erbauungsschriften.

Im Gebiete der Wahrheit, im Reiche der Gedanken und Geister soll und kann keine irdische Macht entscheiden; die Regierung kann's nicht, geschweige ihr bekutteter Censor. Im Reiche der Wahrheit ist er nicht Richter, sondern Parthei, wie der Autor: er muß über sein Ausstreichen, über sein Nein so gut und schärfere Rechenschaft geben, als der Verfasser über sein Ja; denn er fängt hochmüthig den Streit an, er ist Unterdrücker des

edelsten Saftes der Menschheit, des besten Geschöpfs der Schöpfung, des Lichts, der Gedanken-, der Seelen-Freiheit. Alle Besserung kann nur durch Erleuchtung werden, ohne Kopf und Hirn regt sich weder Hand noch Fuß.

Ich bin ferne davon, eine zügellose Frechheit oder Gleichgültigkeit der Gedanken zu empfehlen, insonderheit, wo sie offenbar die Räder des Staats inne hält, sein Principium unwirksam macht, und also gerade seine Zwecke und Glückseligkeit stört. Wohlseyn geht den Menschen über Speculation, das Wohlseyn Vieler über die Speculations-Glückseligkeit Eines. Ich glaube also, es sey dem Staat freigelassen, ja nothwendig, gewisse Wissenschaften, so wie Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten gerade auszuschließen, wenn er sie mit seinem Principium der Wirksamkeit nicht binden zu können sich getrauet. Alles darf nicht überall wachsen. So wie es selbst nicht allenthalben stehen will, so hat auch der Gärtner Freiheit, es nicht überall stehen zu lassen, wo es sich hindrängt: nur durch diese Einschränkung und Ausschließung wird Richtigkeit, Zweck, Ordnung, Schönheit und Nutzen d. i. Feld und Garten. Wer Unkraut ungestört wachsen lassen will, weil es zuweilen schön aussieht, und doch auch in seiner Art gut ist, der darf nicht säen und ernten. Durch Ausschließung der Uebel fingen alle alten Gesetzgeber an, auf das Gute zu wirken. — —

— — Aus den die Freiheit des Denkens einschränkenden Gesetzen folgt nichts minder, als blinde Dummheit in Verwerfung alles Neuen und Nützlichen, was nicht nach unserm Hirn ist, — kurz Inquisition. Diese nimmt nicht den Staat, sondern ganz etwas anderes zur Meisterin ihrer Censur, zur Regel ihrer Unterdrückung an. — — Auch ist's ein großer Unterschied, fremde Wissenschaften nicht einzulassen, und die schon

im Staat sind, wohl zu **regieren.** Diese sind einmal da, sie sind Triebfedern, Mittel zu Gutem oder zu Bösem. Schläft da das Auge der Regierung und nimmt zum Grundsatz: „daß nur nichts anders werde! daß Alles wie es ist, bleibe!“ (und meistens ist dies der löbliche Grundsatz!) so ist das nicht Weisheit, sondern Schlaf, nicht Ruhe, sondern Grausamkeit und Schwachheit.

Einmal ist's gewiß, daß nichts in der Welt, was es ist, bleibe. Es nutzt sich immer ab; seine Bande und Triebfedern werden schlaff und matt, und wenn nicht nachgesehen, nachgeholfen wird: so stehet unvermuthet das schönste Werk, zumal von vielfacher Composition, still.

Gewiß ist dies der Fall mit den **Wissenschaften im Staate**, im Verhältniß zu seinem Aufkommen oder Sinken. Die Wage ist hier so fein, die Grade des Verhältnisses so mancherlei und vielfach, daß gewiß kein schläfriger Censor oder stolzdummer und dummstolzer Inquisitor zur Entscheidung gehört. Und immer dünkt mich's, eben dieser Verflochtenheit und der Schwachheit menschlicher Entscheidung wegen, besser, frei, als sklavisch, mild, als enge und grausam zu seyn, zumal, wo es die äußersten Bedürfnisse des Staates gar nicht berührt.

— — Vieles wird entdeckt werden, was noch nicht entdeckt ist; viele Vorurtheile vernichtet werden, die jetzt noch als Wahrheit gelten. Können wir sie selbst nicht wegräumen, so lasset uns wenigstens bessere, mächtigere Hände daran nicht hindern; dem Licht und der freien Luft wenigstens nicht Fenster und Löcher verschließen, wenn sie mit Gewalt zu uns wollen.

Je **gegründeter** ein Staat in seinen Principien, je **geordneter** und **heller** und **stärker** er in sich selbst ist, desto

weniger läuft er Gefahr, vom Winde jeder Meinung, von jedem Pasquill eines aufgebrachten Schriftstellers bewegt und erschüttert zu werden; um so mehr wird derselbe auch Freiheit der Gedanken und (mit einigen Einschränkungen nach seiner Situation und Lage) Freiheit der Schriften gönnen, bei der die Wahrheit am Ende doch gewinnt.

Nur Tyrannen sind argwöhnisch; nur geheime Bösewichter sind furchtsam. Ein offener Mensch, der Recht thut und auf seinen Grundsätzen fest ist, läßt Alles über sich sagen. Er wandelt am Tage und nutzt selbst die ärgsten Lügen seiner Feinde. So auch eine Regierung, auf Gesetze, Freiheit und Wohl der Menschen gegründet; so auch eine Religion des Staats, die wahr ist und durch jede Beleuchtung nicht anders als endlich gewinnen kann.

Alle Monopolien der Gedanken sind schädlich; alle drückende Zünfte und Societäten derselben sind — hier und da noch, nirgend aber müssen sie letzter Zweck werden. Nicht ihnen soll die Wahrheit, sie sollen der Wahrheit dienen, oder sie sind ihrer Stelle nicht werth. — Ueberhaupt ist Freiheit der Gedanken die frische Himmelsluft, in der alle Pflanzen der Regierung, zumal die Wissenschaften, am besten gedeihen. Der Regent eines Staates muß beinahe ohne Lieblingsmeinung seyn, damit er die Meinung Aller in seinem Staat umfassen, dulden, läutern und zum allgemeinen Besten lenken könne; daher sind große Regenten auch selten.

Nach vielen Zeugnissen der Alten war Poesie bei ihnen vom stärksten Einfluß auf die Sitten. Sie, die Tochter des Himmels, soll, wie die Dichtung sagt, den Stab der Macht gehabt haben, Thiere zu bändigen, Steine zu beleben, den Seelen der Menschen einzuhauchen, was man wollte, Haß und Liebe, Muth und Sanftmuth, Ehrfurcht gegen die Götter, Schrecken, Zuversicht, Trost, Freude. Sie soll's gewesen seyn, die rohe Völker unter die Gesetze, Verdrossene zu Kampf und Arbeit, Furchtsame zu Unternehmungen in Todesgefahr muthig und geschickt gemacht. Sie war das älteste und nach der Erzählung das wirksamste Mittel zur Lehre, zum Unterricht, zur Bildung der Sitten für Menschen und Bürger.

Ist Poesie das, was sie seyn soll, so ist sie ihrem Wesen nach wirkend. Sie, die Sprache der Sinne, erster mächtiger Eindrücke der Leidenschaft und der Einbildungskraft. Sie, der Ausdruck großer Handlungen und der Freude oder des Schmerzes, mit welchen man sie erlebt, gesehen, bewirkt, oder ihr Ansehen empfangen hat, Poesie, die Sprache der Liebe und des Hasses, der Furcht und Hoffnung — wie sollte diese nicht wirken? Natur, Empfindung, die ganze Menschenseele floß in die Sprache, drückte sich in sie als ihren Körper, ab; wirkt also auch durch ihn in Alles, weil's gleicher Natur ist, in alle mitempfindende Seelen. Wie der Magnet das Eisen ziehet, wie der Ton einer Saite die andre regt, wie jede Bewegung, Leidenschaft und Empfindung sich fortpflanzt und mittheilt, wo sie nicht Widerstand findet; so ist auch die Wirkung der Sprache der Sinne, d. i. der Poesie, allgemein und im höchsten Grade natürlich. Sie drückt sich der Seele ein, wie sich Bild und Siegel in Wachs oder Lehm formet.

Je wahrer also, je kenntlicher und stärker der Ausdruck unserer Empfindung ist, d. i. je mehr es wahre Poesie ist; desto wahrer und stärker ist ihr Eindruck, desto mehr und länger muß sie wirken. Nicht sie, sondern die Natur, die ganze Welt der Leidenschaften und Handlungen, die im Dichter lag, und die er durch die Sprache aus sich zu bringen strebet — diese wirket. Die Sprache ist nur Kanal, der wahre Dichter und Dollmetscher, oder eigentlich der Ueberbringer der Natur in der Seele, und in das Herz seiner Brüder. Was auf ihn wirkte, und wie es auf ihn wirkte, das wirkt fort, nicht durch seine, nicht durch willkührliche konventionelle, sondern durch Naturkräfte. Und je offener die Menschen sind, diese zu fühlen oder zu ahnen; je mehr sie Augen haben zu sehen, was in der Natur geschieht, und Ohren zu hören, wie es ihnen der Bote der Schöpfung mittheilt; desto stärker wirkt nothwendig die Dichtkunst in ihnen. Und so fort wirkt sie aus ihnen weiter. Je mehr sie auf Menschen in Menge wirkt, die ihre Eindrücke gemeinschaftlich empfangen, und einander wie zurückgeworfene Strahlen der Sonne mittheilen, desto mehr nimmt Wärme und Erleuchtung, die aus ihr quillt, zu; der dichterische Glaube kann Glaube des Volks, Handlung, Sitten, Charakter, Theil ihres Schadens, oder ihrer Glückseligkeit werden.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Seite

Seite

Seite

Seite

Als Anhang.

Anthologie

aus den

ältern deutschen Dichtern

von

den Zeiten der Minnesänger bis auf Gryphius.

Erste Auswahl.

Einleitung.

So weit die Geschichte der germanischen Völker in's Dunkel der Vorzeit zurück reicht: so weit finden sich auch die Spuren einer ursprünglichen und unvermischten deutschen Nationalsprache, obgleich in ihrem Anfange höchst mangelhaft und unvollkommen. —

Seit dem Eindringen der deutschen Völkerschaften in das römische Westreich bildeten sich aus der Vermischung des ursprünglich Germanischen und der vorgefundenen römischen (lateinischen) Sprache die romanischen Sprachen in Spanien, Italien, Frankreich und Britannien; nur im eigentlichen Deutschland, bei denjenigen Völkern, welche dem Joche der Römer sich nicht gebeugt hatten, zwischen dem Rheine und der Elbe, zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee blieb die deutsche Stammsprache unvermischt.

Von welcher Art die deutsche Dichtkunst noch vor der Einführung des Christenthums gewesen sey, besonders in den

Schlacht= (Barden=) Gesängen, erhellet zum Theil aus den Ueberresten der isländischen Edda, denn die Skandinavier (Dänen, Schweden, Norweger, Isländer) waren germanischer Abkunft.

Der älteste Ueberrest der deutschen Sprache hat sich aber in der Uebersetzung der Evangelien von Ulphilas, Bischof der Gothen im christlichen Dacien, erhalten. Die Entstehung dieses Denkmals aus der Urzeit unserer Sprache fällt in die Periode 360—380.

Während der Kämpfe der germanischen Heerführer und ihrer Stämme um die Trümmer der römischen Weltherrschaft im Abendlande geschah nichts für die Fortbildung der Sprache. Erst als die Dynastie der Karolinger im fränkischen Reiche von Pipin gegründet wurde und Karl der Große fast alle germanischen Völkerschaften unter einem Scepter vereinigte und zu einem Staate ordnete, begann auch für die deutsche Sprache eine bessere Zeit. Karl verordnete Predigten in deutscher Sprache, sammelte die Ueberreste der Bardengesänge, arbeitete selbst an einer deutschen Sprachlehre.

Nach Karl's Tode kamen stürmische, ungünstige Zeiten für die Fortbildung des von ihm so rühmlich begonnenen Werks der Kultur unserer Sprache. Unter den fortwährenden Kriegen im Innern und nach außen, die zu einem fast ganz gesetzlosen anarchischen Zustande, in dem die Gewalt des Schwerts als Recht galt, führten, verwilderte die Nation, und die Politik der Klöster war der Kultur der Volkssprache eben so wenig geneigt. Dieser Zustand dauerte fort bis in die Zeiten der Kreuzzüge. — In denselben kam der rohe, unwissende Barbar, — denn nichts anderes war damals der

Deutsche! — nothwendig mit den gebildetsten Nationen des Erdballs, den Griechen und Arabern, in Berührung; seine Rohheit streifte sich allmählich ab, und auch den Sinn für Dichtkunst, den er im Morgenlande so hoch ausgebildet vorfand, eignete er sich an.

An den Höfen der Fürsten, Grafen und Herren, wie auf den einsameren Burgen der Ritter, erklangen nun anmuthige Lieder, welche die Freuden des Lebens, Frühling, Natur, Frauenschönheit, und die Lust und Sehnsucht der Liebe (Minne) besangen, und die sofort, durch herumziehende Sänger verbreitet, von Mund zu Mund gingen. Nicht blos Ritter, sondern selbst Kaiser, Fürsten und Herzöge übten diese holdselige Kunst, oder suchten wenigstens die gefeiertsten Sänger an ihr Hoflager zu ziehen, wie z. B. die österreichischen Herzoge zu Wien und der thüringische Landgraf Hermann auf Wartburg, an dessen Hofe jener dichterische Wettstreit der sieben größten deutschen Dichter vorfiel (1207), der unter dem Namen: der Krieg auf Wartburg, auf unsere Zeiten gekommen ist.

Ihre Lieder, die nach ihrem Hauptinhalte schon früh Minnelieder benannt wurden, sind, ungeachtet einer gewissen Eintönigkeit des Inhalts und Ausdrucks, mit so zartem Gemüth und Gefühl, und mit so viel Zierlichkeit und Anmuth gedichtet, daß man von der geselligen Bildung des Herrenstandes jener Zeit und von dem gegenseitigen Verhältniß beider Geschlechter einen ziemlich hohen Begriff fassen muß. Die meisten dieser Lieder und Gedichte würden indeß, bei der bloß mündlichen Ueberlieferung, im Laufe der Zeit wohl untergegangen seyn, wenn nicht der Züricher Rathsherr, der gesangliebende Rüdiger von Manesse, und sein

Sohn, Chorherr am großen Münster zu Zürich, am Ende dieses Zeitraums (um 1300) mit großem Aufwand an Mühe und Kosten eine handschriftliche Sammlung der beliebtesten Lieder zu Stande gebracht hätten, die unter dem Namen der Manessischen Sammlung der Minnesinger noch jetzt vorhanden, und der kostbarste Schatz ist, der uns von dem Reichthum lyrischer Dichtungen aus jenen Tagen übrig geblieben. Die Sammlung enthält Lieder von folgenden 140 Dichtern, die sämmtlich dem dreizehnten Jahrhundert angehören.

Kaiser Heinrich (VI. † 1197); König Konrad der Junge (Konradin † 1268); König Tirol von Schotten; König Wenzel von Böheim († 1253); Herzog Heinrich von Breslau (IV. † 1290); Markgraf Otto von Brandenburg [mit dem Pfeile] (IV. † 1308); Markgraf Heinrich von Meißen († 1288); Herzog von Anhalt († 1267); Herzog Johans von Brabant († 1294); Graf Rudolf von Neuenburg (um 1288); Graf Kraft von Toggenburg († 1270); Graf Konrad von Kirchberg; Graf Friedrich von Leiningen (um 1289); Graf Otto von Bodenlaube (IV. † 1254); Markgraf von Hohenburg; Heinrich von Veldeck; Gottfried von Nifen (um 1240); Graf Albrecht von Heigerlau († 1289); Graf Wernher von Honberg († 1323); Jakob von Warte (um 1245); Bruder Eberhard von Sax (um 1260); Walther von Klingen (um 1251); Rudolf von Rothenburg; Heinrich von Sax (um 1254); Heinrich von Frauenberg; der von Kürenberg; Dietmar von Ast; der von Gliers; Wernher von Tüfen; Heinrich von Stretlingen (um 1254); Kristan von Hamle; Ulrich von Gutenburg (um 1256); Heinrich von der Mure; Heinrich von Morunge; der Schenke von Limpurg; Ulrich Schenke von Winterstetten (um 1250); Reimar der Alte; Burkart von

Hohenfels; Hesso von Rinach; der Burggraf von Lünz; Friedrich von Husen; der Burggraf von Rietenburg; Milon von Sevelingen; Heinrich von Rugge; Walther von der Vogelweide (1190—1230); Hiltbolt von Swanegoei; Wolfram von Eschenbach (um 1207); von Singenberg, Truchseß zu St. Gallen (um 1245); der von Sachsendorf; Wachsmut von Künzingen; Wilhelm von Heinzenburg; Lütolt von Seven; Walther von Metze (um 1245); Rubin; Bernge von Horhein; der von Johansdorf; Endilhart von Adelburg; Bligge von Steinach; Wachsmut von Mühlhausen; Hartmann von Aue; Reinmann von Brennenberg; Johans von Ringgenberg († um 1340); Albrecht, Marschall von Raprechtswil; Otto vom Turne; Gösli von Ehenheim; der von Wildonie; von Sunegge; von Scharpfenberg; Konrad, Schenke von Landeck; der Winsbeke und die Winsbekin; Klingesor von Ungerlant (um 1207); Kristan von Lupin, ein Thüring; Heinrich Hetzbolt von Weißensee; der Thüring; Winli; Ulrich von Lichtenstein (um 1246); von Munegür; von Raute; Konrad von Altstetten; Bruno von Hornberg; Hug von Werbenwag; der Püller; von Trosberg (gegen 1300); Hartmann von Starkenberg; von Stadegge; Brunwart von Aughein; von Stamheim; Göli; der Tanhuser; von Buchein; Nithart; Meister Heinrich Teschler; Rost, Kirchherr zu Sarne; der Hardegger (um 1250); der Schulmeister von Esselingen; Meister Walther von Breisach; von Wissenlo; von Wengen; Pfeffel; der Taler; der tugendhafte Schreiber (um 1207); Steinmar (um 1276); Alram von Gresten; Reinmar der Fiedeler; Hawart; Günther von dem Vorste; Friederich der Knecht; der Burggraf von Regensburg; Riuniu; Geltar; Dietmar der Setzer; Reinmar von Zweter; der junge Meißner; der alte Meißner; von Obernburg; Bruder Werner (um 1250); der Marner (um 1300); Süßkind der Jude von Trimberg; Gast; von Buwen-

burg; Heinrich von Tettingen; Rudolf der Schreiber; Meister Gottfried von Straßburg; Meister Johanns Hadlaub (um 1300); Regenbog (um 1300); Meister Konrad v. Würzburg; Kunze von Rosenheim; Rubin von Rüdeger; der Kol von Neußen; der Dürner; Meister Heinrich Frauenlob († 1317); Meister Friederich von Sunenburg (gegen 1300); Meister Sigeher (gegen 1300); Meister Rumsland (um 1300); Spervogil; Boppo (um 1300); der Litschauer; der Kanzler (um 1300).

Die prächtige, mit Bildern geschmückte Handschrift der Manessen befindet sich gegenwärtig im königl. Bücherschatz zu Paris. Abgedruckt und herausgegeben ist sie durch Bodmer und Breitinger in der Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt (Zürich 1758—1759, 2 Bde. in 4.), aber so ungenau und mit Auslassung so vieler Strophen und Lieder, daß G. W. Raßmann bei Vergleichung der Urschrift noch eine reiche Nachlese von Ergänzungen der Druckausgabe herausfand, die er zum Theil in Büsching's und v. d. Hagen's Museum (Bd. I. S. 313 f.) hat abdrucken lassen, und die zusammen leicht ein Siebentheil des Ganzen betragen möchten.

Was die Lebensumstände der einzelnen Minnesinger betrifft, so ist von den meisten derselben wenig mehr bekannt, als was Docen in seinem Verzeichniß derselben angeführt hat (s. Büsching's und v. d. Hagen's Museum der altdeutschen Literatur. Berlin 1809. B. I. S. 126 f.)

Gedichte

von den

Zeiten der Minnesänger bis auf Gryphius.

Herzog Heinrich von Breslau.

Das Leben dieses geschichtlich bekannten Fürsten ist urkundlich beschrieben und dargestellt in der Zeitschrift Askania (Dessau 1820. 6tes Heft. S. 558—572.) Zwei seiner Lieder stehen in Bodmer's Ausgabe der Manessischen Sammlung, B. I. S. 3.

Das Minnegericht *).

Ich klage dir, meie, ich klage dir, sumerwunne,
ich klage dir, liehtú heide breit,

*) Der Herzog verklagt sein Fräulein wegen unerwiederter Liebe vor einem Minnehofe des Mittelalters, an welchem der Maimond, die Wiese, der blumige Klee, die Frühlingssonne und Frau Minne als Richter und Beisitzer Antheil nehmen, und sonach ihren richterlichen Ausspruch thun.

ich klage dir, ougebrehender kle,
ich klage dir, grüner walt, ich klage dir, sunne,
ich klage dir, Venus, sendú leit,
daz mir diu liebe tút so we.
Welt ir mir helfen pflihten,
so trúwe ich, daz diu liebe müzze rihten
sich uf ein minneklichez wesen.
Nu lat iu sin gekúndet minen kumber
dur got und helfet mir genesen!

»Was tút si dir? La hören uns die schulde,
daz ane sache ir iht gesche
von uns; wan daz ist wiser sin.«
In lieben wane habe ich wol ir hulde,
wanne aber ich fúrbaz ihtes je,
si giht, ich sterbe, e solh gewin
mir von ir werde ze teile.
Daz ist ein tot dem minneklichen heile.
O we, daz ich sie je gesach,
diu mir in herzelieber liebe reichet
so bitterlichez ungemach! —

»Ich meie, wil den blümen min verbieten,
den rosen rot, den lilien wiz,
daz si sich vor ir sliezen zu.« —
»So wil ich sumerwunne mich des nieten,
der kleinen vogelin süzer fliz
daz der gegen ir ein swigen tů.« —
»Ich heide breit wil vahen
si, swenne si wil nah glanzen blümen gahen
uf mich, ich wil si halten dir.

Nu si von uns ir widerseit der güten!« —
Sus müz si sin genedig mir.

»Ich brehender kle, wil dich mit schine rechen,
swenne si mich an mit ougen siht,
daz si vor glaste schilhen müz.«
»Ich grüner walt wil abe min löber brechen,
hat si bi mir ze schaffene iht,
si gebe dir danne holden grüz.« — *)
»Ich sunne wil durhitzen
ir herz, ir müt; kein schatenhüt für switzen
mag ir gen mir gehelfen niht,
si n' welle dinen senden kumber swenden,
mit herzelieber liebe geschiht.« —

»Ich Venus wil ir allez daz erleiden,
swas minneklich geschaffen ist,
tüt si dir niht genaden rat.« —
O we, sol man si von den wunnen scheiden!
e wolde ich sterben sunder frist,
swie gar si mich betrübet hat. —
»Wilt du dich rechen lazen,
ich schaffe, daz ir aller fröiden strazen
ir widerspenig müzen wesen.«
Ir zarter lip der möht ez niht erliden:
lant mich e sterben, si genesen!

---

*) Es sey denn, daß sie dir holden Gruß der Liebe gebe.

Gottfried von Nifen.

Ohne Zweifel derselbe, welcher nebst seinem Bruder Heinrich um das Jahr 1240 mit dem Bischof von Kostnitz Krieg führte, wo Beide von ihm gefangen wurden. Lieder von ihm hat die Maness. Samml. I. 22 ff. Das hier folgende Lied fehlt übrigens nebst vielen andern in der gedruckten Ausgabe und ist aus Raßmann's Ergänzungen (Museum für altdeutsche Lit., B. I. S. 382) entlehnt.

Begrüßung des Frühlings.

Nu wol uf, grüzen
wir den süzen,
der uns büzen
wil des winters zin,
der uns wil bringen
vogelin singen,

blümen springen
und der sunnen schin;
da man sach e
den kalten sne,
da siht man gras,
von touwe naz,
brüvent daz,
die blumen unde den kle.

Vor hin in walde,
uf der halde,
hört man balde
wunneklichen schal
in süzer wise,
gar von prise,
hohe, lise
singet diu nahtegal;
der vogelin sank
der ist niht ze krank
hin gegen dem meigen.
Megde, leigen,
wir suln reigen
den sumer lank.

Des meigen blüte,
des sumers güte
hoh gemüte
git den vogelin:
daz hilfet mich kleine,
wan diu reine

tröste aleine
noch daz herze min.
Ir brunez har,
ir ougen klar,
ir roter munt
hat mich verwunt
bis an den grunt,
swie fro ich doch gebar.

Kristan von Hamle.

Er ist nur bekannt aus seinen Minneliedern (Maness. Samml. B. I. S. 46 ff.).

An eine Wiese,

wo sein Fräulein Blumen gepflückt hatte.

Ich wolde, daz der anger sprechen solde
als der sitich in dem glas,
und er mir danne rehte sagen wolde,
wie gar sanfte im hiure was,
da min frouwe blůmen las
ab ime und ir minneklichen fůze
rûrten uf sin grůnez gras.

Her anger, was ir iuch frôuden můstent nieten,
do min frouwe kom gegan

und si ir wizen hende begunden bieten
nach iuwern blůmen wol getan!
Erloubet mir, her grüner plan,
daz ich mine füze setzen müze
da min frouwe hat gegan.

Her anger, bittent, daz min swere sule büzen
ein wip, nach der min herze ste:
so wúnsche ich, daz si mit blozen füzen
noch hiure müze uf iuch ge.
So geschadet iu niemer sne:
wirt mir von ir ein lieplich grüzen,
so grünt min herze alz iuwer kle.

Walther von der Vogelweide.

Dieser Dichter, der von Seiten seines tiefen Gemüths, seines lebendigen Vaterlandsgefühles und seiner Vielseitigkeit leicht eine der ersten Stellen unter den Minnesingern seiner Zeit verdienen möchte, scheint ein umherziehendes Leben geführt und sich in den Jahren 1190 bis 1230 abwechselnd am Hofe der österreichischen Herzöge zu Wien, bei Landgraf Hermann von Thüringen auf Wartburg, und am Hoflager des deutschen Königs Philipp von Schwaben und des Kaisers Friedrich II. aufgehalten zu haben. Begraben ist er zu Würzburg. Man vergleiche: Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland, Stuttgart und Tübingen 1822. Eine große Anzahl seiner Lieder enthält die Maneß. Sammlung Bd. I. S. 101 ff.

1. Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen.

Ich wil tiutschen frouwen sagen
solhe märe, daz si deste baz

al der werlte suln behagen,
ane groze miete tûn ich daz:
ze richeme lone
sint si mir ze here;
so bin ich gefüge und bitte si nihtes mere,
wan daz si mich grüzen schone.

Tiutsche man sint wol gezogen
als engel sint diu wip getan,
swer si schildet der ist betrogen;
ich en kan si anders niht verstan.
Tugent und reine minne
swer die suchen wil,
der sol komen in unser lant, da ist wunne vil.
Lange müze ich leben darinne!

Ich han lande vil gesehen
und nam der besten gerne war;
übel müze mir geschehen,
kunde ich ie min herze bringen dar,
daz im wolde wol gevallen
frömder sitte.
Was húlfe mich, ob ich unrehte stritte?
Tiutschú zuht gat vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rin
und wider unz an Ungerlant,
so mugen wol die besten sin,
die ich in der werlte han bekant.
Kan ich schouwen
gut geläze und den lip,

sem mir got, so swüre ich wol, daz da diu wip bezzer sint, danne anderswa dio frouwen!

---

2. Der Blumenkranz.

»Nemet, frouwe, disen kranz!
also sprach ich z' einer wol getanen maget;
so zieret ir den tanz
mit den schonen blůmen, als ir s' ufe traget.
Het ich vil edel gesteine,
daz můst' uf iur houbet,
ob ir mir 'z geloubet,
sent *) mine triuwe, daz ich ez meine.

Frouwe, ir sit so wol getan,
daz ich iu min schapel gerne geben wil,
daz allerbeste daz ich han.
Wizer unde roter blůmen weiz ich vil
die stent so verre in jener heide;
da si schone entsprungen
und die kleinen vogele sungen,
da suln wir si brechen beide.« —

---

*) Vielleicht zu lesen: sem.

Si nam daz ich ir bot,
einem kinde vil gelich, daz ere hat,
ire wangen wurden rot,
sam diu rose, da si bi den lilien stat.
Des erschamten sich ir lethú ougen;
do neig si mir vil schone.
Daz wart mir ze lone.
Wirt mirs iht mer', daz trage ich tougen.

Wolfram von Eschenbach.

Dieser tiefsinnige Dichter, welcher auch als Theilnehmer am Sängerkrieg auf Wartburg genannt wird, stammte aus Franken, wo er denn auch in der Frauenkirche zu Eschenbach begraben liegt. Das Wenige, was über seine Lebensumstände sich angeben läßt, hat J. G. Büsching im altdeutschen Museum (B. I. S. 1—36) zusammengestellt. Die Manessische Sammlung enthält einige Lieder von ihm (B. I. S. 147 ff.)

Unbelohnter Gesang *).

Urspring blümen, loup uz dringen,
und der luft des meigen urbort vogel ir alten don;

*) Der Sinn dieses dunkeln Gedichts, dessen Lesarten sichtbar verderbt sind, ist etwa folgender:

etteswenne ich kan niuwez singen,
so der rife lieget, gůt wip, noch allez an din lon?
die waltsinger und ir sank
nach halben sumers teile in niemannes ore inklank.

Der bliklichen blůmen glesten,
so des touwes anehang erlúternt, swa si sint,
vogel, die hellen und die besten,
all des meigen zit si wegent mit gesange ir kint;
do slief niht diu nahtegal,
nu wache aber ich und singe uf berge und in dem tal.

Das Entsprießen der Blumen, das Hervordringen des Laubes und die Luft des Maien verschafft den Vögeln ihren alten Ton wieder. Kann ich indeß wohl etwas Neues singen, da winterlicher Reif noch deinen Minnelohn, edles Fräulein, deckt? Die Sänger des Waldes und ihr Gesang erklangen nie in ein menschliches Ohr, wenn ihnen erst blos die Hälfte des Frühlings zu Theil geworden.

Der Schimmer anmuthiger Blumen, der den Anhang des Thaues (die anhangenden Thautropfen) erhellt, wo sie auch stehn, die hellsingendsten und besten Vögel wiegen die ganze Maienzeit hindurch ihre Kinder; dann schlief nie die Nachtigall; dennoch wache ich jetzt (ohne etwas empfangen zu haben), und singe auf Bergen und im Thal.

Mein Gesang will Erhörung suchen, bei dir, gütiges Fräulein; nun hilf, denn Hilfe thut Noth; es werde Lohn meinem Dienste zu Theil, den ich stets bitte und erbiete bis an meinen Tod. Laß mich von dir den Trost empfangen, daß ich aus meinen langen Klagen erlöst werde.

Min sang wil genade sûchen
an dich, gûtlich wip; nu hilf, sit helfe ist worden not,
min lon dienstes sol gerûchen,
daz ich iemer bitte und blute unz an minen tot,
laze mich von dir nemen den trost,
daz ich uz minen langen klagen werde.

Ulrich von Lichtenstein.

Dieser edle Ritter und anmuthige Sänger war gebürtig aus Steiermark, wo sein Geschlecht lange geblüht hat. Die Geschichte seiner Kindheit, seines Jünglings= und Mannesalters (bis zum Jahre 1246), so wie die Thaten, Abenteuer und Fahrten, die er im Dienste edler Frauen vollbracht, hat er selber in seinem Frauendienst ausführlich und anziehend geschildert. Späterhin, als Ottokar von Böhmen sich Oesterreichs und Steiermarks bemächtigte, war er durchaus dem fremden Zwingherrn entgegen, obwohl sein eigner Bruder, Heinrich I. von Lichtenstein, denselben in's Land gebracht hatte. Ulrich verband sich mit Wulfing von Stubenberg, Hartnit von Wildon, Bernhard von Pfanberg und Friedrich von Pettau zur Befreiung Steiermarks, ward aber (durch Verrath Friedrich von Pettau's) mit Wulfing von Stubenberg gefangen und gefesselt nach dem Schlosse Fren in Böhmen *) abgeführt, während seine Schlösser Frauenburg, Mu=

---

*) Vergl. die Chronik des Ottokar von Horneck, Cap. 85—86, S. 95—97, wo indeß die Burg Klingwerk als Gefängnißort Ulrichs angegeben wird.

rau und Lichtenstein eingezogen wurden. Erst nach sechs Monaten erhielt Ulrich von Lichtenstein seine Freiheit und seine Schlösser wieder. Nach Ottokar's Sturz übertrug Rudolph von Habsburg ihm die Anführung eines Heeres gegen Philipp, den Anmaßer des Herzogtitels von Kärnthen. Ulrich schlug seinen Gegner, eroberte binnen drei Tagen Laibach und verheerte Krain. — Das Todesjahr Ulrich [von Lichtensteins ist unbekannt. Die Ruinen der Frauenburg, wo er wohnte, stehen übrigens noch heute, und sind sehr prachtvoll. S. v. Hormayer's Burgvesten und Ritterschlösser der österreichischen Monarchie, Prag 1819. B. I. S. 85.

Eine große Anzahl seiner Lieder stehen in der Manessischen Sammlung, Bd. II. S. 24 ff.

---

1. Frühlingsklage.

Nu schouwent, wie des meien zit
gezieret hat den grünen walt,
und schouwent, wie diu heide breit
mit wunneklichen blümen stat;
die vogel singent wider strit,
ir fröide ist worden manigvalt,
vil gar verswunden ist ir leit,
der meie si getröstet hat.

Der meie tröstet daz lebt,
wan mich vil minne siechen man;
daz herze min ist minne wunt,
des můz ich sunder fröide sin;
ist daz min lip in fröiden lebt *),
daz herze siht mich weinent an
und giht, ez si vil ungesunt.
So můz ich lan die fröide min.

Ein hohe minne gernder man
mit stetem můte, daz bin ich,
min hohe minne gernde gir
daz herze min unsanfte treit.
Frouwe reine, gar valsches an,
wibes krone, verdenke dich
genedeklichen noch gegen mir
dur din vil hohen werdekeit.

Si iehent, ich sold' uf gotes wege
din lop niht singen, frouwe min,
sit ez an mir missehaget:
so wil ich sprechen min gebet.
din ere habe got in siner pflege,
so můz din lip enpfolhen sin
Marien, der vil heren maget,
diu nie an nieman missetet.

---

*) Die Maness. Handschrift hat: iht fröiden lebet; Bodmer dagegen: iht föiden het, gegen Reim und Sprache.

2. Frohgefühl im Winter.

Er ist komen wider mit gewalde,
den der meie hat vertriben,
sumer wunne ist im entrunnen balde,
der ist vor im niht beliben;
daz suln wir ze maze klagen,
sit diu sunne
uns des meien wunne
wider git in kurzen tagen.

Swem der winder hoh gemúte swendet,
der múz ofte trurig sin,
mir hat hohen mút ein wip gesendet,
davon ist daz herze min,
swie ez wittert, fro, fro, fro;
von ir güte
stiget min gemúte
für die lieben sunne ho.

Schöne von ir güte ist min frouwe,
si ist von ir schöne gút,
swenne ich ir spilndú ougen schouwe,
mir so blút min hoher mút
rehte als in des meien touwe
túnt die rosen.
Ir gütlichz losen
mir vil hohe fröide git.

3. Klage über den Weltlauf.

Wa nu fröide? wa nu ere?
wa nu volger güter lere?
Welt, du trurest alze sere,
din lop get an einem stabe;
hübscheit was hievor din krone,
do man rank nach wibes lone
ane valsch mit zuhten schone,
die hast du geworfen abe.
Reiner wibe gütlich grüzen
kan wol swere sorge büzen
von dem houbet zü den füzen
diu vert in swacher tugende habe.

Wip, din name uns fröide meret,
got hat dich mit selden geret *),
daz din leben niht me zerreret,
du bist aller wunne ein tach.
Wip, du solt unwipheit miden,
und la dich die schande niden
so n' mak niht din lop versniden,
gank der scham mit zuhten nach;
wilt aber du valsch für tugende minnen,
des wirt diu schande mit dir innen,

*) Zusammengezogen aus: geeret.

si lat dich unpris gewinnen,
fliuh ir mat, si sagt dir schach *)!

Ritterschaft, wie stet din orden?
sage an, wem ist din wirde worden?
wan sach dich in tugenden horden,
dan noch was din lop vil ganz.
Daz klagent nu die edlen frouwen,
daz man dinen schilt sol schouwen
also ganz und unverhouwen;
wa ist din turnei? wa ist din tanz?
Du mis din leben baz in der maze,
da dich diu schande in eren laze;
ir gewalt vert uf der straze;
setze uf wider der eren kranz!

---

*) Lesart der Manesſ. Handschrift. Der bildliche Ausdruck dieser Stelle ist vom Schachspiel entlehnt.

Gottfried von Strasburg.

Von den Lebensumständen dieses Dichters, der noch in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt, ist nichts weiter bekannt, vergl. Docen's geistvolle Abhandlung über ihn im altdeutschen Museum (B. I. S. 52 ff.). Von seiner größeren Ritterdichtung, Tristan und Isolde, ist oben bereits gesprochen worden; außerdem hat Bodmer in seiner Ausgabe der Maneß. Samml. (B. II. S. 183) zwei Lieder von ihm und einige Strophen aus seinem Lobgesange auf die Jungfrau Maria abdrucken lassen. Den genannten Lobgesang geben wir hier vollständig nach Raßmann's handschriftlichen Mittheilungen aus der Urschrift.

Lobgesang.

Du rosen blüt, du liligen blat,
du kunigin in der hohen stat,

dar nie getrat
ie frouwen bilde mere,
herzeliep für allez leit,
du fröide in rehter biterkeit,
dir si geseit,
gesungen lop und ere!
Des lebenden gotes zelle was
din lip, vil seldenbere,
reht als der sunne dur daz glas
kan dringen süzer und baz,
drang ane haz
zû dir Krist der ewere.

Du rosental, du viel velt,
du wunneberndes herzen gelt,
du blünder helt,
du süze gotes wunne,
du liehte bernder morgen rot,
du rehte friundin an der not,
daz lebende brot
gebere du, kuniges kunne!
daz manig vinster herze kalt
entluhte und ouch enbrande
mit süzer minne manigvalt,
so rehte stark ist sin gewalt;
des wirt gezalt
din lop an manigem lande.

Du minneklicher blûme glanz,
du blûmest aller megde kranz,
der selden swanz

dich hat al umbe vangen;
du bist daz blünde himelris,
daz blünde blüiet manige wis',
wan gotes vliz
der ist an dir ergangen;
des ist dir hohes lobes sang
ze wunsche wol gesungen,
vil maniges herzen güt gedank
klenket süze manigen klank
an' allen wank,
des hast du si betwungen.

Du blümen schin dur grünen kle,
du blünder lignum aloë,
du gnaden se,
da man mit fröiden lendet!
du wunnebernder fröide ein tach
da dur man regen nie gesach,
du güt gemach,
des ende niemer endet!
du helfebernder kraft ein turn,
vor vientlichem bilde
du wendest manigen herten sturn,
den an uns tüt dur sinen hurn
der helle wurn
und ander wurme wilde.

Du aller süze ein süzer schin,
du süzer danne ie wurde win,
diu süze din
mir blün ze selde müze;

du bist der süze minnetrank,
dar in diu gotheit süze drank,
sirenen sang
nie wart so rehte süze;
du gast dur ore dur ougen in
ze herzen und ze sinne,
da birst du wunnebernden sin
und störest alle unfröide hin,
du bist gewin
der herzeklichen minne.

Ob aller wunne ein schonez trut,
ez en wart nie gestein, noch edel krut,
noch menschlich brut
so schon, vil schone frouwe,
— — — —
— — — —
— — — — alsam
daz lieplich himel touwe.
Ez blüet dar und aber dar
vil süzer unde süze;
küm ich dich ansehen getar,
vor diner reinen süzen klar'
mit hoher war
si got, der dich da grüze!

Ob aller tugende ein süze tugent,
du iugende an' ende in blünder iugent!
des si wol mugent
din lop ze liehte bringen

die himel und der himel kint,
und alle, die mit gote sint;
ia sint si blint
an sinnen und güten dingen,
die dine süzen werdekeit
niht erent inneklìche,
die got an dich da hat geleit
mit maniger hohen wirde breit,
daz von dir seit
manig herze tugentriche.

Du gimme, ein golt, ein edelstein,
ein milch, ein rotez helfenbein,
ein honigseim
in herzen und in munde,
ein berndú tugent, ein edel krut,
du reine süze — — — — —
— — — — — — —
— — — — — stunde;
du rehter kúsche ein blanker sne,
der reinekeit ein trube,
der waren minne ein grüner kle,
der hohen gnade ein grunt und se,
und darna me,
der triuwe ein turteltube.

Maria, reinú werdekiet,
swas man dir singet unde seit
daz ist gemeit,
lieplich vor allem sange;
du tüst den lip, die sele fro,

ez lúftet ſinne, herzel, ho,
nu ſus nu ſo,
mit ſüzem anegange;
du blúieſt ſchóne in blûmen wis'
in herzen und in mûte,
du biſt ſo gar ein paradis
der wunne, ein blúndez roſenris,
der ſelde ein pris,
der genade ein wûnſchel rûte.

Vol aller genade, ein reinez vaz,
der ſteten tugent ein adamas,
ein ſpiegelglas
der wunne, diu ſich wunnet,
du heiles und gelúkes rat,
des heiligen Geiſtes minne ſat,
an vrone ſtat
din bilde wart gebrunnet,
dar in der lebende gotes degen
von himel nider drate,
ſam uf die blûmen ſüzer regen,
ſo ſenfter ſüze kunde er pflegen,
— — — — —
vrúie unde ſpate.

Ich han gelobt die mûter din,
vil ſüzer Criſt, herre min,
der eren ſchrin,
in dem du menſche wurde;
nu wil ich ouch dich, herre, loben,
tet ich des niht, ſo kónde ich toben,

du swebest oben
ob aller eren burde.
Siben stunt an dem tage sol
dir lop von mir erklingen;
diu wirde zimt dir, herre, wol,
wan du bist aller tugende vol,
leitliche dol
kanst du von herzen dringen.

In dinem namen so lobe ich dich,
daz du, herre, ie geschůfe mich,
alsus lob' ich
dich, minneklicher keiser;
so lob' ich, herre, daz du bist
ein warer got, ein warer Crist,
und niht en ist
an dinem bilde heiser;
ez ist an alle tugenden klar,
durlúhtig unde reine,
da ist wandels an niht umb ein har,
ez ist reht, sleht unde war,
und offenbar,
und alles valsches eine.

Ich lob' dich, vater, herre, Crist,
daz dir so máre der súnder ist,
du gist im vrist
vil lange uf bezzerunge;
so si gelobt naht unde tag
din lop, daz mich vil armen sak
gegen dir en mag

verteilen menschen zunge;
wan dir sint ellú herzen kunt
und offen allez tougen,
du weist daz mer unz uf den grunt,
und allez, daz ie menschen munt
ze keiner stunt
gesprach, da'st ane lougen.

So lob' ich, herre, dinen tot,
der in vil strenge bernder not
uns helfe bot,
und uns vil armen loste
von iemer wernder brinnender brunst,
da iamer ist und iamers gunst,
— — — — —
der uns so tiure troste;
des sol dich loben swas aten habe
mit hoher wirde und ere,
wip und man, kind und knabe,
darnach swas vliege, vlieze und trabe,
krieche und gnabe,
an' ende und iemer mere.

Got, aller güte ein anevang,
tief und ho, breit und lang,
si kan gedank
süze in dem herzen machen,
si vliuzet uz der minne lant,
vil wol dem si wirt erkannt,
dem müz ze hant
sin herze in fröiden lachen;

swas im diu welt ze leide tût,
daz ist gar ein wunne,
so süze entzündet im den mût
din süze brinnende minne blût,
du bist so gut,
ob alles menschen kunne.

Du bist diu senfte süzekeit,
die man vor senfte unsanfte treit,
und herze leit
wart nie solichez mere,
alsam diu senfte süze din;
ez ist ir wunnebernder schin
für senden pin
ein selderiche lere,
doch kam din süze niender hin,
wan in diu reinen herzen,
die himel und allez himel her,
sust gibst du blünder blümen her
an alle wer
dinen liebesten ingesinde.

Vil maniges reinen herzen trut,
vil maniger reiner mägde brut,
lieht und lut
in ir getruten sinne,
dich trutet maniger edel mût,
dich trutet herze und herzeblût,
du bist so gût
ze trutenne trut minne;
dich trutet aller sterne schin,

der mane und ouch der sunne,
dich trutent vier elemente din,
was möhte baz getrutet sin,
kein trutelin
sam du, getruter brunne.

Du voller mane, du voller stern,
wer möhte din iemer stunde enbern,
der tugende gern
kan unde süzer minne,
der müz din inneklichen gern,
wan du kanst wunder wunnen wern,
du bist ein stern
in herzen und in sinne,
du erlühtest daz nie sunnen schin
noch stern erlühten kunde,
da birt si wunnebernder sin,
und ziuhet alle gnade drin,
und der gewin
vertribet grimmen schmerzen.

Du küle, du kalt, du warm, du heiz,
und aller selde ein umbekreiz,
der dich niht weiz,
wie ist dem so rehte swere,
im ist der tag eins iares lang,
im grünet selten sin gedank
er'st ane wank
gar aller fröiden lere.
Du bist so gar des herzen schin,
ein fröidebernde sunne,

ein herzeliep für senden pin,
für truren fröidenvoller schrin
den gernden sin
für durst ein lebender brunne.

Liep und lip, liep und zart,
nie liep ein liep so liebe wart,
du bist von art
liep allen reinen bilden;
dich minnent megde, süze wip,
und manig tugenthafter lip,
davon vertrib
swas uns dir welle wilden;
dich minnet erde und ouch daz mer,
fiur, luft und ouch die winde.
so milt ist diner minne win,
swem ez kumt in das herze sin,
des herzen schrin
wirt fröiden vol von grunde.

Du maniges herzen minnebant,
du brinnende minne über ellú lant,
ez wart bekant
nie lieberz uf der erde;
din liep in lebendem liebe lebet.
eia, wol im, swer darnach strebet,
des herze schwebet
in wunneberndem werde;
du blüiest in dem reinen müt
als in der liehten ouwe

ein bernder boum schöne und güt
lachende sin blünde blüt
blüiende tüt
uf gegen dem morgen touwe.

Tief ist des wilden meres grunt,
noh tiefer tusent hundert stunt,
daz ist uns kunt,
ist din erbermde reine;
si reichet von den sternen abe
unz uf die grundelosen habe,
wan si ist ein wabe
des lebenden hongessseine;
si vliuzet, vliuget und gat
dur mange wilde wunder.
Du bist ein visch uf den grat
die milte süze wandels niht en hat,
du bist ein sat
durfrühtig ob und under.

So lob' ich dich, vil süzer got,
daz also rein ist din gebot,
an' allen spot,
so stete und so getriuwe;
so lob' ich dich, daz du bist da,
swa man din gert, verre und na,
und daz dir ga
ist nah des menschen riuwe;
so lob' ich, daz du, süzer Crist,
versmahtest nie den armen,
din heilig ore entslozzen ist

gegen siner stimme z' aller vrist,
wan du der bist,
der sich da kan erbarmen.

Sit daz du berndez minne blüt
bist also tugendrich gemüt
und also güt,
daz diner bernden güte
mit rede nieman volenden kan,
weder engel dort, hie wip noch man,
swie vil wir han
gemüiet die gemüte;
ouch zimet wol, daz ich dir sage
ein lop dur die minne,
daz blüiende in die werlt ertrage
und ez den besten wol behage,
an' alle klage,
in herzen und in sinne.

Du bist diu erbarmherzekeit,
der hoh uf in den himel treit
und überbreit
des wilden meres breite;
ir tief abgrunde ist ane grunt,
ir lenge wart nie menschen kunt,
swie maniger stunt
man ie davon geseite;
ir genade niender ist smal,
daz ir diu werlt geliche,
ir triuwe diu ist ane zal,
ir minne füllet berg und tal,

in maniger wal,
durh ellu kunigriche.

Du bist genant daz lebende heil,
daz dur uns wart dem tode veil,
du tete geil
mit dinem herzen sere,
du fröitest uns mit diner not,
du liez uns leben und lege tot,
die triuwe erbot
nie mensche menschen mere,
sit daz Adam von diner hant
gebildet wart von erden,
so ne wart nie hoher triuwe erkant,
noh niemer wirt daz uns erkant,
des wirt gesant
dir lop ze himel von erden.

Du bist gesungen und geseit
daz lamp, daz unser sünde treit,
daz dur uns leit
mit willen alze verre;
wir wan *) dir, herre, gar ze trut,
du spien din golt an bloze hut,
wit und lut
erschal ez, getriuwer herre,
diu reine stete minne din,
din süze unwandelbere;

---

*) wan, zusammengezogen aus warn, waren.

des můzest du gesegnet sin,
du reiner herzen sunnen schin,
du lebender win,
du fröide in rehter swere.

Du bist genant der gůte got,
an des gewalt, an des gebot
an allen spot,
nie niht en kunde werden;
ez loufe, ez klinne, ez sliche, ez strebe,
ez rinne, ez vlieze, ez swebe,
swa ez in der welte lebe,
entzwischen himel und erden,
der aller leben ist dir bekant,
dien allen birstu spise,
der aller leben stat unverwant
in diner gotlichen hant,
sust ist bekant
din genade in maniger wise.

Du lebendez lieht, du lebendez heil,
und aller selden ein selden teil,
wer were geil
entzwischen himel und erde,
en were din minnebernder můt,
der aller reiner herzen blůt
ze fröiden tůt
mit minneklichen werde;
du fröuwest aller engel můt
und aller menschen sinne,

ſwas iender hat bein oder blût,
ze frôiden ez din gûte tût,
du biſt ſo gût,
du reiner herzen minne.

Du z'allen ziten haſt zertan
din arme, uns armen wilt empfan,
ſwie vil wir han
getan gegen diner hulde;
und wellen wir ze hulden van,
die ſúnde dur dine minne lan,
ſo wiltu uns han
unſchuldik unſer ſchulde?
du biſt ſo gût, ſo rehte gût,
ſo gût ob aller gûte,
din gûte lebende wunder tût,
ſi bringet darzu toten mût,
daz ſwerndú blût
ſwirt uz des herzen blûte.

Dich minnet berndez minne blût,
dich minnet ſin, dich minnet mût,
dich minnet gût,
des reinen herzen gûte;
dich minnet lip, dich minnet leben,
diu ſele die man ſiht drinne ſtreben,
wan du kanſt ſweben
ob aller minne blûte;
des biſt du minne minnenden bi,
den minne minnenden wandels vri,

swie vil der si,
den vliuzest du ze mûte.

Du bist der minne ein anevang,
noh niemer mer ein abegang,
du bist ein sang,
des niemer stunde verdriuzet;
wan minnet dich mit werdekeit,
tief und hoh, wit und breit,
an' allez leit,
din minne verre vliuzet;
wan minnet dich für win, für brot,
für gold, für edelgesteine,
wan minnet dich für scharlat rot,
wan minnet dich unz uf den tot,
und tût daz not,
du bist so rehte reine.

Du bist der brinnenden minne fluz,
der minne giuzet mangen guz
und süzen duz
in brinnendú minnendú herzen,
und süzest in sin unde mût,
alsam daz touw die blûmen tût,
din minnendú blût
vertût in allen smerzen;
diu herzen, diu din hant bekort,
diu mûzen sich des gesten,
daz du, der lebenden minne ein hort,
bist beidú hie und ze himel dort,

davon din wort
dir blůment aller besten.

Got, von dir reden, got, von dir sagen,
kan in die herzen minne tragen,
und kan versagen
unminne ir sůzen porte;
got, von dir reden, got, von dir sagen,
kan in dien herzen schône tragen,
und kan dich wagen
mit manigem sůzen worte;
ez tůt daz herze in frôiden wagen,
diu reinú sele nah dir klagen,
so schone ertragen
kanst du menschlichen kunne.

Got, von dir reden, kan riuwe geben,
und leiden ellú valschen leben,
so sleht, so eben,
so gat din wort, daz reine,
ez duldet minre valschen můt,
danne daz mer die unden tůt,
so reinen můt
birt si diu wandel eine;
got, von dir reden, birt reinen sin,
und kúschez hohgemůte,
und iaget den tievel von uns hin,
des ich vil wol versinnet bin,
ez ist gewin
der iemer werenden gůte.

Got, von dir reden, birt genaden vil,
und ist daz allerliebste spil,
daz ich wol wil
für ellú spil florieren;
ez kann dem libe wunne geben
und tút die sele in fröiden sweben,
lip und leben
kan si mit fröiden zieren;
swa sich gesellent zwen alder dri
in diner súzen minne,
got, von dir reden, got, von dir sagen,
kan herzen fröide machen,
got, von dir reden, got, von dir sagen,
kan rihten uf der selden wagen,
der uns sol tragen,
da man sol iemer lachen.

Got, von dir reden, got, von dir sagen,
kan truren uz den herzen jagen,
und kan drin tragen
des heiligen geistes minne:
got, von dir reden, got, von dir sagen,
lert dine heren marter klagen,
und lert sie tragen
ze herzen und ze sinne;
got, von dir reden, got, von dir sagen,
ist wol halp himelriche,
got, von dir reden, got, von dir sagen,
lehrt uns ze himelriche iagen,
ez wart nie sagen
so rehte minnekliche.

Got, von dir reden, got, von dir sagen,
damite wirt diu sünd' erslagen,
und kan veriagen
den tievel in die helle;
got, von dir reden, got, von dir sagen,
kan dinen hohsten trost beiagen,
und kan zûtragen
den herzen gût gevelle;
got, von dir reden, got, von dir sagen,
ist wunne ob aller wunne,
den bist du, herre, enmitten bi
mit diner bernden gnaden zwi,
und tûst si vri
von wandelberndem sinne.

Du bist des reinen herzen spil,
ez hat dich als dike, als ez wil,
du birst so vil
der minne in manigem sinne;
wan hat dich hie, wan hat dich da,
wan hat dich bi verre unde nah,
nu und aber nu sa
mit herze sûzer minne;
du bist daz allerliebste trut,
daz ougen ie gesahen,
zem herzen in dur ganze hut
gast du ze diner kûschen brut,
liht und lut
sol man dir liebe nahen.

Des edelen menschen reiner mût
mag gerne sin kúsch unde gût,

sin herze blût
mag gerne wesen reine
dur dich, vil reinez herze blût,
du bist so rein, du bist so gût,
so wol behût
vor allen velschen meine;
mit rehter reinekeit empfie
dich diu von herzen reine,
reiner gibern an dir ergie,
daz selker reine wart noch nie
uf erde allhie,
noch uf den himel gemeine.

Ach, blûmenrichez blûmen krut
ach, kúschez herzen sunder trut,
ach, sûzú brut,
ach, minneklichú minne,
ach, herzeklichez herzen blût,
ach, gûte ob aller gûte gût,
ach, edeler mût,
geblûmet uz und inne,
ach, sûze amblik, ach, sûzez ansehen,
ach, sûze an dich gedenken,
ach, sûzez von dir sûze iehen,
ach, sûze dich vil sûze anspehen,
din sûzez ansehen
kan sendú leit verkrenken.

Ach, reiner sele sûzer amis,
ach, wie wolzzimt dir hoher pris,

und daz man vliz
an dir der tugenden übe;
ach, keisers kint, ach, kuniges barn,
ach, swebender ar ob allen arn,
wie wol bewarn
du kanst vor sender trübe,
die dich da minnent ane wank
mit lu terlicher minne;
ach, in den oren süzer sang,
ach, in den herzen vro gedank,
ach, herpfen klank
in müte, in allem sinne.

Ach, gotes kint, ach, süzer Crist,
ach, herre über allez daz dir ist,
ach, wer du bist
ein sunne entgegen dem morgen;
ach, süzez leben, ach, süzú zit,
ach, wúllú *) fröide ane allen nit,
was an dir lit
der selden unverborgen!
ach, minneklicher umbevank,
ach, voll vriuntlicher grüze,
ach, nie kein süze naher drang
ze herzen, noh so tiefe en sank
an' allen wank
alsam din berndú süze.

---

*) Unverständlich: vielleicht ist die Lesart hier verderbt.

Ach, herzen trut genaden vol,
ach, wol und iemer mere wol,
ach, sender dol
ein süzú arzenie,
ach, herzen bruch, ach, herzen not,
ach, sendú triuwe unz uf den tot,
ach, rose rot,
ach, rose wandels vrie;
ach, iugendú iugent, ach, iugender müt,
ach, blügendes herzen minne,
ach, wahsendú tugent, ach, wahsendes güt,
ach, redelichez trübel blüt,
ach, honeges flüt,
in müt, in allem sinne.

Ach, wahsendez liep von tage ze tage,
daz und daz an' alle klage,
ach, süzú sage
dur oren in din herzen;
ach, gernder riuwe ein güt gemach,
ach, gar für sendú leit ein tach,
ach, klingender bach
für durst bernder smerzen,
ach schöne antlüt, wol stender munt,
ach, reinú valken ougen,
ach, liep unz uf der sele grunt,
du tüst din lieb' mit liebe wunt,
daz ist uns kunt,
diu rede ist ane lougen.

Ach, drehender sterne, ach, brinnender mane,
ach, glenzender sunne wol getane
dur manigen plan,
ach, blünde berndú heide,
ach, ougen voll, ach, herzen sat,
ach, liep dar nie kein liep getrat,
ach, richú ougenweide,
ach, lieb' alda, ach, lieb' alhie,
ach, lieb' in allem sinne,
ach, lieb' daz noh lieberez nie
erwühs in menschen herzen ie,
nie herze enpfie
in sich so lieber minne.

Ach, iezont wol und aber wol,
und iemer ane allen dol,
du bist so vol
der wunnebernden wunne,
ach, zukersúzer honeksein,
ach, rein' ob allen dingen rein,
ach, ane mein,
ach, rein ob allen kunne,
ach, rein ist er, ach, rein ist si,
ach, selig sint si alle,
die dich da minnent eren zwi;
ach, was in wont der selten bi,
ach, des si vri
sint vor dem hellen valle.

Ach, iezont vro und aber vro,
mit froiden ho

nu sus nu so,
du disem und dem gemeine,
ach, iezont gůt und aber gůt,
und iemer gůt
so reiner můt,
so hat din blůt,
din lip die sele reine;
ach, sůzer wunder ane swert,
ach, sunder fůr brennere*),
wol im, swer wunden von dir gert,
der wirt der liebestun gewert,
den ie der hert
getrůg, daz ist gewere.

Ach, aller arebeit ein lon,
in leide ein fröideberndér don,
ein bernder boun,
der alle genade bringet;
ach, zeller aller arebeit,
die durh dich ie der mensche leit,
ach, miltekeit,
diu alle swere ringet,
ach, wiser man, der nie vergaz,
der dir ie bot kein ere,
ach, kúnig, der iezont an der laz**)
daz gůt durh gůt, daz übel dur haz,

---

*) Du süßer Verwunder ohne Schwert, du ohne Feuer brennender (d. i. entflammender).

**) Verderbte Lesart.

ach, spiegelglas
der luterlichen lere.

Ach, rein ein tugend, ach, rein ein vaz,
ach, kúscher ougen spiegelglas,
ach, adamas
der bernden tugenden gûte;
ach, wunnebernder eren tag,
ach, selde, diu sich nie verlag,
ach, bismen smak,
ach, blûme in blûnder blûte,
ach, himelriche, swa du bist,
in himel, in erde, in helle,
ach, aller liste ein úberlist,
ach, vor dem niht verborgen ist,
ach, lieber Crist,
ach, sûzer rede geselle.

Ach, tugent alhie, ach tugent alda,
ach, tugent uf maniger wilden sla,
verre und na,
ach, tugent in allen enden,
ach, wol gewizzenú reinekeit,
ach, gûte, der din herze treit,
die sint so breit,
daz nieman kan volenden;
ach, vater, mûter, unde mag,
ach, bruder unde swester,
ach, ganzer triuwen ein Isaak,
— — — — —

ach, ane trag,
ein vriunt hiute als gester.

Swer höhen wolle nu sin leben,
und dort mit got in fröiden sweben,
und sich ergeben
dem vride und ouch der minne;
swer welle lernen widerstan
der bösen sünde, an' allen wan,
und sich erlan
vil maniger argen sinne,
der lerne disen minnesang,
und tů nach siner lere,
so entlúhtet ime der süze ingang
den sin, den můt, und den gedank,
an' allen wank,
mit hoher wirde und ere.

Swer hören welle, daz er nie
verneme von mir, daz er ie,
der höre hie,
swas im min zunge entsliuzet,
und neme des süzen lobes war
von der, diu gotes kint gebar,
davon si gar
von genaden übervliuzet;
alsam der luft des touwes tůt
in siner bernden minne,
si ist also seleklich gemůt,
ez wart nie kúscher herzeblůt

ſo rein, ſo gůt
geborn von wibes kůne.

Ir bernden himel neiget iuch har,
und nement des ſůzen lobes war,
daz ich enbar
von dem gewihten bilde,
diu ſich uns vorgebildet hat!
mit reiner ſcham, mit kůſcher tat,
diu ſůzen rat
git mangen herzen wilde;
neige ouch die heiligen oren din
ze dem lobe, daz ich da ſinge,
Jeſus, der ſůzen můter din,
daz ſi geſegnet můze ſin,
wan ſi iſt ein ſchrin
vol aller gůter dinge.

Swer gotes minne wil beiagen,
der můz ein iagen des herzen tragen,
daz niht verzagen
kunne uf der iagunden weide;
er můz ouch heldes krefte han,
wil er die reinen minne van,
und vaſte ſtan;
ringen, ſtriten, diu beidů
diu můz er haben naht und tag,
nah der gewihtun minne;
ſi gat niht ſlafende in den ſak,
man můz ſi twingen in den hag,

sleht und strak,
mit reinem stetem Sinne.

Diu gotes minne ist hoh gemůt,
dabi diemůtig und gůt,
swer niht en tůt,
als er sol, gegen der minne,
dem wirt si niemer rehte kunt,
noh minneklicher wunden wunt
ze keiner stunt
wirt er in sinem sinne;
si ist also seliklich gemůt,
daz si vil offenbâre
sin in dem herzen diz hohste gůt
und daz allerliebste herzeblůt,
swer des niht tůt,
der můz ir sie unmâre.

Dien gotes minne frömde sint,
die sint mit liehten ougen blint,
diu selben kint
diu heizend kint de erde;
die aber gotes minne hant,
diu kint sint gotes kint genant,
über ellú lant,
mit minneklichem werde;
ir berndú fruht hat bernden regen
und himel touwes sůze,
ob in so swebt der gotes segen,
der ir kan z' allen ziten pflegen,

daz er uns wegen
zen hohen fröiden müze.

Swen gotes minne nie getwang,
nie der in hohen fröiden rang,
noh güt gedank
im nie gewurzet inne;
swer gotes minne nie bevant,
der ist als ein schatte an einer want,
dem unerkant
ist leben witze und sinne;
swem gotes minne nie besaz
den sin, noh daz gemüte,
der ist der genaden ein ital vaz,
blint ist sins herzen spiegelglas,
sin lip ist laz
gegen aller selden blüte.

Daz ich nu von der minne sage,
und ich ir doch so lúzel trage,
daz ist eine klage,
diu wol ze klagene were;
versühte si mir minen müt,
als si diu reinen herzen tüt,
diu wol behüt
sint und unwandelbere,
so möhte ich deste baz gesagen
von der gewihten minne,
nu müz ich an der rede verzagen,
wan ich ir leider han getragen

bi minen tagen
so lúzel in dem sinne.

Und hülfe mich nu sendez klagen,
ich klagete, daz man 'z möhte sagen,
daz ich der tagen
so lúzel hatte der minne,
mit der ich solte geworben han
daz liep, daz niemer kan zergan;
mich troug der wan,
der manigem nimt die sinne;
ich wande und wolte wizzen niht,
ich bin der wäner eine,
der innan ist blint und uzzen sihht,
als allen toren da beschiht,
des ist als ein wiht
und herzen fröide kleine.

Getriuwer got, nu erbarme dich
genedeklichen über mich,
der genaden ich
bedarf von allem herzen,
wan miner sünde der ist me
danne wages in dem Bodense,
des ist mir we,
und dulde manigen smerzen;
ich han dich lúzel minne tage
geminnet, da'st ane lougen,
daz ouch ich dir, herre, klage,
ich was gegen diner minne ein zage,
davon ich trage
ein wundez herze tougen.

Swa tugentriche herzen sin,
dien dise klage werde schin,
diu solen min
dur got ze gote gedenken
und ze der süzen müter sin,
daz si dem dürren herzen min
den lebenden win
der waren riuwe schenken,
des bit ich dur daz here blüt,
daz er goz dur uns armen,
sint mir ze siner minne güt,
diu dürrez herze blüien tüt,
und mir der müt
in riuwen müze erwarmen.

Nu wil ich lan die klage varn
und wil ein lop zem andern scharn,
des man sol warn
mit luterlicher minne,
mit anegender reinekeit,
der sünde, der si widerseit,
diu berndez leit
kan bern und arge sinne,
wan sol ir gar und gar gedagen,
— — — — — —
swa man liet oder märe welle sagen,
wan sol si von dem herzen iagen
— — — — —
— — — — —

Konrad von Wirzburg.

Von den Lebensumständen dieses Dichters ist nichts weiter bekannt, als daß er im Jahre 1287 zu Freiburg im Breisgau gestorben ist. Ueber ihn und seine Dichtungen vergleiche man Docens Abhandlung, Conrad von Wirzburg, im altdeutschen Museum B. I. S. 39 f. Die Manessische Sammlung enthält eine große Anzahl seiner lyrischen Gedichte; doch hat Bodmer nur einen kleinen Theil davon in seine Druckausgabe aufgenommen. Das nachstehende Gedicht ist nach Raßmann's handschriftlicher Mittheilung aus der Urschrift der Manessischen Sammlung entlehnt.

Frühlingslied.

Seht an die wunneklichen zit,
diu mit spilnder güte
gelfe rosen hüte
bringen aber sol;

diu heide in liehter varwe lit
von des meien blüte,
fröiderich gemüte
zimet den iungen wol;
zieren kan sich daz gevilde,
grüne sint berg' unde dal,
da diu liebe nahtegal
und diu lerche wilde
sanges ein unbilde *)
schellent uberal.
Meien blüt
hohgemüt
sendes herzen sinne
minneklichen tüt.

Geblümet schone stet der plan,
davon wil ich kosen;
uz der velse klosen
brunnen klingent da;
man siht durh grünez gras ufgan
gelve zitelosen,
bi den roten rosen
glenzent viol bla,
durh die swarze dorne lachet
wizzú blüt vil manikvalt,
die sehs varwe treit der walt,
der von dönen krachet
und uz loube machet

*) Ein Unbild des Gesanges, d. h. wilden, kunstlosen Wald=gesang.

kleider wolgestalt.
Meien blüt u. s. w.

So wol dem manne, der nu si
vro von wibes minne,
dem wirt uzze und inne
wunnen vil bereit;
wan im der bernden boume zwi
grünet nach gewinne,
daz im sine sinne
machet vil gemeit.
Liep nah herzeliebe denket
unde midet leiden pin,
so diu blüt ir gelven schin
sinen ougen schenket,
und diu lerche klenket
in daz ore sin.
Meien blüt u. s. w.

Ottokar von Horneck

Ottokar von Horneck, ein Edler aus Steiermark, dessen Stammschloß Horneck noch jetzt im Gräzer Kreise vorhanden, wurde um die Mitte des 13ten Jahrhunderts geboren. Durch den Unterricht des Sängers Konrad von Rotenburg und durch die frühe Bekanntschaft mit den gewaltigen Dichtungen Wolframs von Eschenbach und des Heldenbuches ward sehr bald in ihm der Sinn für dichterische Auffassung und Darstellung entwickelt. Von seinem spätern Leben wissen wir nur so viel, daß er in Diensten Otto's von Lichtenstein gewesen und mit diesem an allen Begebenheiten und Schicksalen des Vaterlandes unter Ottokar, Rudolf von Habsburg und Albrecht I. den lebhaftesten Antheil genommen hat. Sein Tod möchte bald nach dem Jahre 1318 zu setzen seyn.

Sehr früh scheint in ihm die Lust zu geschichtlichen Darstellungen erwacht zu seyn. Sein erstes Werk war eine gereimte Weltchronik, welche die Geschichten Assyriens, Persiens, Griechenlands und Roms umfaßte, und bis auf den Tod Kaiser Friedrich II. herabging. Sie fand so vielen Beifall, daß man den Verfasser bewog, die Geschichten seines

Vaterlandes seit Friedrich II. Tode in einem eigenen Werke zu beschreiben. So entstand seine Chronik von Oesterreich, welche er um das Jahr 1290 zu schreiben begann und vor deren gänzlicher Vollendung ihn der Tod übereilte. Dieses letztere Werk, welches mit Friedrich II. Ende und dem Erlöschen des Hohenstaufen'schen Hauses anfängt und mit Kaiser Heinrich VII. Krönung (1309) plötzlich abbricht, ist als das älteste und wichtigste Denkmal altdeutscher Geschichtschreibung zu betrachten. Die Einkleidung des Ganzen ist episch, Ton und Darstellung sind gemüthlich, und in Absicht auf Sprachform hat der Verfasser kurze Reimverse gewählt; gleichwohl darf es um seiner geschichtlichen Treue und der bis in's Einzelne gehenden Ausführlichkeit willen für Volks- und Sittengeschichte jener Zeit als Quelle des ersten Ranges gelten. Man vergleiche: Aus und über Ottokar's von Horneck Reimchronik, von Th. Schacht, Mainz 1821. — Das weltgeschichtliche Werk Ottokar's ist bis jetzt noch ungedruckt und unbenutzt, und befindet sich handschriftlich im kaiserl. königl. Hofbücherschatz zu Wien; dagegen ist seine österreichische Landeschronik in des gelehrten Benediktiners Pez Sammlung österreichischer Geschichtschreiber (Band III. Regensburg 1745), obwohl nach einer ungenauen und lückenhaften Abschrift, abgedruckt worden, und enthält demnach über 83,000 Verse in 830 Kapiteln.

Vermählung des jüngeren Wela von Ungarn mit der Tochter des Markgrafen von Brandenburg. (1261.)

[Ottokar's Chronik, Kap. 65 f. *).]

Wer sein nicht en wizz',
wie die selb hochzeit ergie,
der sol darumb fragen die,
die da warn zu der stund;
doch wil ich sein machen chund;
als mir davon ist gesait.
Der kunig von Pehaim *) von dann rait,
sein hers er sich zerliez,
daz ward sein ungeniez,
daz in betwang sein sin.
Do zogt' er gen Wien hin,
da ward er wol enphangen;

*) Die Mundart ist österreichisch; daher p statt b, ai statt ei, ue statt ü, ei statt i. Andere Neuerungen, z. B. w statt u, dew statt diu, kommen auf Rechnung des späteren Abschreibers, der offenbar auch die meisten Verderbnisse der Lesart verschuldet hat.

**) Ottokar, König von Böhmen, der sich damals auch Oesterreichs bemächtigt hatte, veranstaltete die Vermählung seiner Nichte Wela zu Wien.

wie ez dort war ergangen,
daz sagt' er seinen chunden.
Darnach in churzen stunden
do begund' er den sagen,
die des iars der ambt phlagen,
daz was herr Chun und herr Gozz,
den sagt' er daz bloz,
daz si im sunder streit
gegunnen zu der hochzeit
vollen rat an allen dingen:
»Was Oesterreich nicht möcht' volbringen,
daz nemt in Steir und in Merchern *),
ich wil ez zaigen und bewern,
daz ich pin dez guts
pewegen und gä's muts,
und daz wir nicht entsitzen.
Nu seid in den witzen,
daz ir betracht aigenleich,
waz nu zwen chunig reich
zu einer hochzit sullen han,
daz chain mangel daran
imt **) widervar;
pringt vierew ***) dar,
der man chawm ains bedurfe.«
Dew gesidel er entwurfe,
als er sew †) haben wolde.

*) Mähren.

**) Imt, zusammengezogen aus iemant.

***) vierin, vier, vierfach.

†) sie.

Aus silber und aus golde
hiez er alle berait
wurchen zem' *) und gerait;
scharlach und prunat,
paltikein und siglat,
gra hermein und punt
mer denn umb zwainzch tawsent phunt
must' man zu der hochzeit chaufen.
Mit brieven hiez er laufen
seine poten und reiten
nahen und weiten
überal zu den herren:
wer in wolt' eren,
daz sich der da mit fur nem
und erleich zu seiner hochzeit chem,
fleizichleichen er sew pat:
wann, und an welher stat
man in an der hochzeit fund,
daz hiez er machen chund
mit briefen und mit sag'.
Damit jait **) er gen Prag.
Vil poten er do sant'
umb in dew lant,
und die da stozent heran,
Prezla und Polan ***),
Sachsen, Meichsen, Düringen;

*) Vielleicht zu lesen: zoum' und gerait (Zäume und Geräth).

**) jagte.

***) Breslau und Polen.

der chunig begunde darnach ringn,
wie er 'z volfurt nach iemen eren,
er lued derselbig lantherren
und alle, den er getrawt.
Nu erhal und erlawt
dem hochzeit so verren,
daz vil frömder herren
ir haimleich poten sanden dar,
daz die scholden nemen war,
wie die hochzeit ergieng.
Nu hört, wie man'z anevieng.

Do dew zeit hin verswant,
auf die der chunig aus Pehaim lant
die hochzeit chundet und sait:
do ward ein pruk *) also prait
über die Tunaw **) geworcht,
daz daruber ane vorcht
zehen neben einander riten.
Nu wart lenger nicht gepiten.
Herr Gozz und herr Chun,
die man ez het haizen tun,
die prachten so vil dar,
wer sein recht nam war
der must' furwar iehen,
daz er nie mer het gesehen

---

*) Brücke.
**) Donau.

an hochzeit noch an dhainer stat
an allen dingen so vollen rat.
Da was nur von wein,
waz lewt in zwain landen sein,
heten die trinkens begunnen
in wer' weins nicht zerrunnen,
die weil die hochzeit hiet gewert.
Als sein der chunig von Pehaim gert,
recht also vand er.
Ez was geschubert *) uber einander
funf haufen von fueter;
niemant ist so ungueter,
der ez dort het gesehen,
er muest sein mit samt mir iehen,
wer' ich im halt unmår,
daz iegleich hauf grózer wår',
denn dew chirch zu Salhenaw.
Da was dew haid und dew aw
vaister rinder vol,
und waz darzu gehóren sol
von sweinen und von chlainen viech,
(mit der warheit ich gich,
wan ich han ez wol ervarn,)
daz von allen den, die da warn,
wer' in vier wochen nicht verzert;
waz viehes stund in dem wert,
und daz man zu sach treiben,
ungerechent muest beleiben.

---

*) Geschobert, gehäuft; von Schober, Haufen.

Waz chost an dem prot lag,
mir sagt', der sein phlag,
daz er sein zu der stund
nie zal erfund,
wie vil des prots wer'
unz daz des chunigs schreiber
zu der raitung sazen.
Daz prot, daz si da geazen,
und mit dem, was uber ward,
der selben raitung ward
waizes tawsent mutt *),
an' daz man hin schutt,
daz niemant nemen wolt,
der daz raitten wolt,
der mutt wern wol vier hundert.
Ains dings mich wundert,
wo man nam daz geråt
an hünern und an wilpråt?
des furt man dar so vil,
daz ich wol sprechen wil,
als ich ez da hórt merken,
ob all die maisen sperken **)
in Oesterreich und Merchern
hüner gewesen wern.
Der genucht ***) wer genug,
dew Tunaw chawm getrug
in den scheffen der speise last,
in dem gedreng manigs prast.

---

*) Ein Getreidemaß von 30 Wiener Metzen.
**) Sperlinge.
***) Genüge, Ueberfluß.

Nu was auch die Zeit chom,
als ir wol habt vernom,
dem chunig enpot man und sait,
ez wer' allez berait,
daz man zu der hochzeit haben solt.
Nicht lenger sich da wolt
mit dem gevert sawmen,
pei den wegen hiez er rawmen
. . . . da er her zogt,
Oesterreich des landes vogt
mit seiner muemen, der prawt;
dem was im wol so trawt,
daz in chainer milt
gegen ir pivilt *),
er tet ez allez gern.
Er wolt nicht enpern,
do die frawen furen her,
ander ritter und auch er
muesten da ritterschaft phlegen,
vor den wegen und enneben.
Ich chan ez allez nicht erzellen,
waz mit chost und mit ellen
volenden und erzellen mocht,
wie daz allez wurd volbracht;
des chunigs wil und pet auch was.
Ez ward der chle und daz gras
zu derselben weil
pei der straz wol ein meil

---

*) Zu viel oder zu groß dünkte; gereuete. In, ihn.

vertreten mit samt den pluemen,
da der chunig mit seiner muemen
gezogt in die wis' chom.
Ich han also vernom,
daz manig hundert tawsent man
chomen geritten auf den plan
nicht wan durch schawen.
Do der chunig mit den frawen
so erleichen zu fur,
manig alt man des swur,
er muest des furwar iehen,
daz er nie het gesehen
pei allen seinen zeiten
an chunigs noch an kaisers hochzeiten
so erleichen anevank.
Michel ward daz gedrank,
da die frawen sich liezen.
Des chunigs ambtlewt hiezen
der herren schaffer *) nemen
wes sich iederman liez gezemen,
das stiez **) im niemant chain zil,
er nem sein wenig oder vil,
wan man het sein volle stat.
Darnach wart der chunig ze rat,
wie man des morgens solde varn.
Er hiez fleizichleichen pewarn,

---

*) Der Schaffer besorgte auf Reisen den Mundvorrath für seinen Herrn, dessen Gefolge und Rosse.

**) stieß, setzte.

und iach, daz er nicht en wolt,
daz iemant puhurdiren solt,
an' den, der darzu wurd benant.
Der iegelichen ward gesant
ain uberzogen huet
von zendal, der was guet
gehalbirt weiz und rot.
Bei leip und gut er erpot,
und wie des nicht geschehen wer
als manig ritter mer,
als da was ze same chom,
den möcht daz niemant han benom,
si hieten al gepuhurdiret,
— — — — — —
— — — — — —
die wurden ausgesundert
zu dem puhurt.
Da man den andern tag spurt,
und dew nacht ein ende het,
do began man an der stet
dew gesidel *) beraiten
mit manigen sameit praiten,
paltikein und pliat,
damit der chunig pat
uberal verdeken.
Wem solt daz nicht weken
hochgemut und hochvart?
Des marggraven dochter wart

*) Gestühl mit Tischen, das man vor großen Festen zur Aufnahme der Gäste errichten ließ.

gechlaidet also wol,
als ein prawt zu recht sol
von so hoher gepurt,
als man an irm geslecht spurt.
Armut was da tewr.
Wann die suez' und die gehewr
was si ze nahst an irm leibe trug,
wer' ich mit worten so chlug,
daz ich wol prueven chund',
des wolt ich danken meinem mund.
Nu mag des von mir nicht geschehen,
wan man liez mich nicht sehen,
wie gern ich charer *)
da gewesen wer',
da man die minnigleichen
chlaidet haimleichen
in die nahsten wat,
do was da mein wol rat **);
wan die der suezen waren pei,
die weder warn, denn ich sei.
Der rok, den man an ir vant,
der was ein phellel von Tyrant,
so tewr und so guter,
daz ich sein meiner muter
dike wünscht her haim.
Manig tierel chlain als ein glaim
auf dem pfelle was gepolt
von arabischem golt,

*) Zurüster, Ankleider; von garen.

**) Da konnte man meiner wohl entbehren.

daz begund' den augen geben drehen,
daz niemant lang mocht gesehen
an der marggrevin rok.
Vil manigen valben raiden lok
bedakt ein schapel schon,
von Engelant des chunigs chron.
ist nicht so tewr geacht.
Ir prust ein furspang bedakt,
daz phlag solher reichait,
wer' sein hie gewonhait
als man da z' Ungern tut,
da man chlainat und maiden gut
gegen landen chan eben tewrn
so möcht man der gehewrn
furspan wol genozzen *)
ze zwain landen grozen,
und dew doch nicht wern geleich,
Steir und Oesterreich:
wan si sind ein solher hort,
welher furst ir bed' hort **),
der geit ir dhainen wandel ***).
Der minniglichen mantel
was geworcht ze Nachsiz,
sein schein gap solhen gliz,

*) Gleich achten oder schätzen.

**) Der Sinn vielleicht: Welchem Fürsten beide gehört.

***) Umwandlung, Umtausch.

vast daz golt daraus glast'
daz ez die augen müet vast.
Manig pild was daran geweben,
recht als ez solte leben,
die gaben chostpern schein;
ein veder plank hermein
was darunder gefurriert,
mit perlein verwiert *)
gie ein leiste hin ze tal,
dew was lank und nicht smal;
auch lag daran manig edel gestain.
Ein swarz prawner zobel schain
bei ir hals plenk;
si was an der chrenk
mit einem gurt umbvangen,
mit maniger guldin spangen
was der selbig gurt reich.
Do dew minnigleich
alsus gechlaidet wart,
dew frawe an der selbig vart
in ein munster ward geweist.
Der maister dike ward gepreist,
daz er also het geschikt;
aus tuch ward nie geslikt
dhain so chostleich werk,
es stund von verren als ein perk
auf vesten zelt=stangen,
die chirchen het umbvangen

---

*) Durchflochten, durchmischt.

ein chirch chnopf von tuch,
mesgwant und puch
was die chirchen wol beraten.
Den chunig und die herren paten
an denselben zeiten
mit in ze velt reiten,
da her zogten die Ungern.
Daz schawen liez niemant hungern,
wie lang der man het gevast.
Wol einer deutschen rast *)
was daz gezog lank.
Michel was daz gedrank,
do die Unger zogten zue;
ez was ze guter maze vrue,
do sie chomen geriten.
Die Unger heten an gesniten
manig hundert scharlach,
darunder man gezogen sach
hermein, punt und gra;
ez het der chunig selben da
mit eren angetragen.
Manigen gie umb den chragen,
als sew noch dunkt genem
ein mardrein gebrem
auf ainem hohen gollir.
Mit maniger hande zir
riten zu dem mal
geschokt umb ir Chral **),

*) Ein Wegemaß von etwa 3000 Stunden.
**) Geschaart um ihren Kral (ungar. Königstitel).

die mit den langen perten,
ir hochvart si pewerten
und ir reichait damit,
nach dem Taterischen *) sit,
darob uns Deutschen aist.
Sie heten gevaist **)
an ir pert mit fleiz
manig edel perl weiz
und manig edel stain. — —
Auf ir Ungrischen hut
da sach man gestecket ein
maniger hand vederlein
von phauen, die so schone glizen.
Die hohen herren sich flizen
auf irn hueten silberchnoph,
ir hars strenen und ir zoph
die gaben von spehen gleiz,
ir schiter ***) hemde waren weiz
und giengen fur die engen rók.
Sie furen als die rehpók,
und wurden von den Deutschen geschaft an.
Der alte chunig Welan
und sein sun waker
von dem chunig Ottaker
wurden wol emphangen.
Da daz was ergangen,

*) Tartarisch.

**) Gefaßt, gesteckt.

***) Vorhemdchen, vorn an der Brust.

do ward ein michel gedrank
hin, da man dew messe sank,
dar weiset man die herren.
Chunig Wela hiez lern
Welan, den iungern sun,
wie er geparen und tun
solde zu der heirat.
Seinen ring hiez er drat
stellen an witze und an chunste chlug,
wan man da hiet pischof genug,
die taten in die ee bechant.
Chunig Welan sich underwant
als palde seiner snur,
wer da wider oder fur
reiten oder gen wolt,
von gedrang der dolt
michel not und arebait.
Chunig Welan mit seinem rait
herleich in dew gesidel,
ich will gedagen umb ein videl,
tolt man gehört haben irn don,
wie groz und wie schon
der Newnster gloke ist,
man het si zu derselben frist
nicht hört uberal.
So groß was der tamborn schal
von pawken und posawnen,
wer da icht het zu rawnen *),

*) raunen, leise in's Ohr flüstern.

der möcht daz wol sparn,
so hochvertiglich chom gevarn
der Unger chunig an sein gemach,
do man in erbeizen sach.
Do er gesaz ze tisch,
maniger hande visch,
von zamen und von wilprät
was da solich gerät *),
daz ich euch erlauben wil,
daz ir sein luzel oder vil
nemt in ewrn gedank,
und wizzt dennoch sunder wank
daz sein were verre mer.
Wela, der chunig her,
harte vroleich az,
wenn er selb sechster chunig saz.
Seiner sune waren zwen da,
Stephan und Wela,
die da gechrönet sazen
und der chunig von Razen **)
und der chunig von Matschaw ***),
(des selben hausfraw
was an' underwind †)
chunig Welans chind)
und der chunig von Sirvei ††).

---

*) Vorrath.
**) Reußen.
***) Masovien.
†) Ohne Widerrede, unstreitig.
††) Servien.

Wizzt, daz die drei
durch recht daz nicht versmahent
daz si ir chron enphahent
von der Unger herren.
Dannoch waltet er mer eren,
daz im dint unbetrogen
funf mechtig herzogen,
die ir herschaft habent von im:
daz ist der herzog von Agrim,
und der herzog uber Walt *),
des reichthum ist mannigvalt,
und der von Chrabaten **);
Wozzen ***) auch einen haten,
des si zu herren sahen;
den funften lat euch nicht versmahen,
der ist chunig und herzog der Turken.
Mit gerichte volburken †)
mag ich niemer mer die zal,
was hoher graven uberal
der chunig von Ungarn hat,
die man hat an fursten stat
durch ir gewalt und reichthum,
des ich ze ende noch ze drum ††)
mag ietzund chomen nicht.

---

*) Uebersetzung des lateinischen Transylvania, Siebenbürgen.
**) Kroatien.
***) Bosnien.
†) Verbürgen.
††) Ziel.

Maniger hande gericht
man fur die Ungern holt.
Von Emreich herrn Perchtold
der chunig von Pehaim pat,
daz er schuef, daz an' not
die varunden lewt solden lazen
die Unger, die weil si azen,
wie ez doch herleichen ste,
daz man fur fursten tisch ge
und sew mit gedrange,
den Ungern tut ez ange *)
Nu laz wir s' ezzen.

Des sich het vermezzen
von Pehaim der chunig reich,
daz hiet er gern erleich
angevangen und volbracht,
als er sein vor het gedacht.
Do er in dew gesidel chom,
grozen schal da man vernom;
wan die da nu chomen gevarn
mit den geflorierten scharn,
die wolten ritter ambt enphahen.
Ein pischof begunde gahen
und gap in den segen.
Die selben swertdegen
mag ich ew **) sunder nicht genennen,
wann ich ir namen nicht erchennen,

*) Verderbte Lesart.
**) Euch.

wan mein herr, Ott von Liechtenstain,
der tugenthaft und der rain,
den ich mit dienst main
und mit trewen pin holt.
Welich herre umb mich daz versolt *),
als er mit gut hat getan?
des muz ich immer frum **) han
an gut und an eren;
davon ich sein als meines herren
gebechen ***) sol ze recht;
mit manigen hochgeporn chnecht
ritter ambt er enphieng.
Al ze hant do daz ergieng
und sich der puhurt solde heben:
den man die huet het gegeben
mit zendal gehalbirt,
die chomben geleisirt †)
mit so grozem geprech ††)
daz manich ritter frech
wart also gemundert †††),
daz mich sein imer wundert,
do der puhurt ergie,
daz indert zehen chnie
warn nicht ganz beliben.

---

*) Verdient.

**) Frommen, Nutzen.

***) Gedenken.

†) Mit verhängtem Zügel reiten, leisiren.

††) Getöse, Gelärm, Ungestüm.

†††) ?

So nahen si zu einander triben
die orz mit den sporn.
An dem antluz vorn
emphie da manig ritter mal *);
ungefug wart der schal,
und der puhurt wart so hert,
daz die Unger ir gevert
zu den Deutschen het gerawen **).
Si wanten, daz uf sew geprawen
ain unfug da wár' ***),
und mit denselben már
chom ein Ungar gerant,
als im der zagel wer verprant.
Ein wartman in chawm vernom,
als unstetichleichen er chom
fur chunig Welan gevarn.
Er sprach: »Ir sult sparn
furbaz ewr ezzen;
disew frewntschaft ist gemezzen
als Chriemhilten hochzeit †).
Die Pair habent einen streit
angevangen under in;
ich wán' aber, der ungewin
uns Ungern sei vil nahen.«

---

*) Malzeichen.

**) Gereuet.

***) Daß ein Unfug da auf sie gebrauet (veranstaltet, angestiftet) wäre.

†) Anspielung auf den Untergang der Burgunden durch Chriemhildens Anstiftung. Vergl. Niebelungenlied.

Da ward ein michel gahen.
»Lut her schire, her lut!«
daz wort dewcht sew so gut,
si ruften imer mer daran
Welan, dem chunig, und Stephan,
und des marggraven aidem *).
Drei snelle maidem **)
wurden dar gezogen;
dar auf chomen si geflogen
und entwichen dem gestrawz ***),
unz man in pracht heraws
seines suns chonen,
dew must nu gewonen
der Ungrischen raise.
Die Unger aus der fraise
wanden sein entwichen,
si eilten und strichen,
wo si mochten, haim.
Do man den chunig von Pehaim
sagt', waz da was geschehen,
den hort' man furwar iehen,
fur daz laster stark
geb' er zehen tawsent mark.
In deucht, er wer' damit geschant †),
daz die Unger heten gerant
von der hochzeit an' urlaup.

---

*) Eidam.

**) Verschnittene Pferde, Wallachen.

***) Strauß, Streit, Kampf.

†) Geschändet, beschimpft.

Er ward so traurig und so taup
um die selben geschicht,
daz man in furbaz sach nicht
deheiner churzweil phlegen.
Des er sich vor het pewegen
gegen seins oheims chind,
daz hiez er ir an' underwind
hin nach allez senden.
Die varunden ellenden *)
vertigt **) er so gutleich,
daz si alle wurden reich.
Der zucht an im nicht gepraſt.
Ez wart der chunig und der gaſt,
wer dar durch sinen willen ***) chert,
die wurden al alſo geert
mit gut und mit geheiz,
daz ich furwar wol weiz,
daz er sein beleib ungescholten.
Gutleich wart da vergolten,
waz da was geporgt;
der chunig wenig sorgt',
wie daz urlug wurd' behalten †).
wer daz wolde walten,
daz ward erlawbt aller manichleich ††).

---

*) Die fahrenden, fremden Leute: Spielleute, Sänger, Bettler.
**) Fertigte er ab.
***) Um seinetwillen.
†) Wie das Kampfspiel ferner gehalten würde.
††) Allermänniglich.

Damit zogt' der chunig reich
mit den gesten gen Merchern;
den von Steir und Kernern *)
ward erlaubt heim ze reiten.
Diz geschach zu den zeiten,
do man von Christ gepurt furwar
zalt tawsent und zwei hundert iar
und eins und sechzich mer.

*) Kärnthen.

Boner.

Ulrich Boner, Predigermönch zu Bern in der Schweiz, der als welterfahrner und in Geschäften oft gebrauchter Geistlicher in den Jahren 1324 bis 1349 häufig in Urkunden genannt ist, verfaßte in jugendlicher Muße (etwa um 1300) eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen, deren Stoff er zum Theil aus alterthümlichen und welschen Quellen entlehnte, und die er unter dem Namen »der Edel Stein« herausgab. Er widmete sie seinem Gönner, dem Minnesinger *) Johann von Rinkenberg, der im Jahre 1340 im hohen Alter starb.

Hauptausgabe: Der Edel Stein, getichtet von Bonerius, aus Handschriften berichtigt und mit einem Wörterbuche versehen von G. F. Benecke. Berlin 1816.

*) In der Manessischen Sammlung heißt er noch nicht Herr, weil er damals noch nicht den Ritterschlag erhalten hatte.

1. Boner's Vorrede zu seinem Edelstein.

Got, her, an anegende,
Got, iemer wernt an' ende,
almechtiger Got, der megede kint *),
des alle creaturen sint,
Got, her, über alle engel schar
wie ist so grundelose gar
daz mere diner almechtikeit!
Waz man singet oder seit,
din lop nie menschen sin durchgreif.
Du bist ein endeloser reif
umb alle dine hant=getat.
Waz vliuget, swimmet oder gat
ob dem bist du ein hochez tach.
Din wunder, herre, nie durch brach
keins menschen sin, noch herz, noch müt.
Du bist ein überflüzzig güt
all's gütes. — Wunderlicher Got,
verlih uns, daz wir din gebot
behalten, nach dem willen din,
und fri vor allen sünden sin;
und wir erkennen die getat,
die din hant geschaffen hat,
die du uns, herre, hast gegeben
zem spiegel, daz wir unser leben

*) Kind der Jungfrau Maria.

rihten uf den hohen grat
der tugenden und der eren pfat:
wan uns lert alle creature,
sie si denne gût oder sure,
daz man dich, herre, minnen sol.

Ez sprechen ouch die meister wol:
»Me denne wort ein bischaft tût!
Die sterket maniges menschen mût
an tugenden und an selikeit.
Gût bischaft treit der eren kleit;
gût bischaft kestigt wilden man;
gût bischaft frouwen zemen kan;
gût bischaft zieret iung und alt,
reht als das grüne loup den walt.«

Da von hab' ich, Bonerius,
bekumbert minen sin alsus,
daz ich hab manig bischaft
gemacht, an' groſze meisterschaft,
ze liebe dem erwirdigen man,
von Ringkenberg herren Johan,
ze tûtsch mit slechten worten,
einvalt an allen orten,
von latin, als ich ez vant
geschrieben. Des hat mich ermant
ein wort, daz ich gelesen han:
»Schant und scham ist mûzig gan.«
Wer mûzig gat, dem wird sin gelt;
der lip, der tiuvel und diu welt
im nement gûter werke kraft.

Ich acht' ouch nicht, was ieman klaft
mit hazzer zungen wider mich.
Sit ouch die bezzer sint den ich
von bösen zungen manigvalt
(ez si denne iung oder alt)
spot dike müzent liden,
wie solde mich vermiden
manger hazzen zungen gift,
hie niemer niwan argez stift? —
Doch min leiden schetz' ich klein.

Diz büchlich mag der edel stein
wol heizen; wan ez in im treit
bischaft manger klügkeit,
und gebirt ouch sinne güt,
alsam der dorn die rose tüt.
Wer niht erkennet wol den stein
und sine kraft, des nutz ist klein.
Wer oben hin diu bischaft siht,
und innewendig erkennet niht,
vil kleinen nutz er davon hat:
als wol hie nach geschrieben stat.
Daz merkent, frouwen unde man!
Alsus vahet daz büchlin an.

---

2. Von einem wolfe, der vand ein bilde.

Ein wolf eins mals lief über lant,
do er eins menschen bilde vant,
uz einem stein gesnitten wol.
Sin houbet was gezierde vol,
sin stirne schön, sin ougen klar;
sin wangen waren rosenvar;
sin munt was rot, sin kele wiz;
ez waz gezirt uf allen pris.
Und do der wolf daz bild ersach,
vil sehr erschrak er, unde sprach:
»Her Got, was mag diz wunder sin!
Si ez ein mensch, daz tů mir schin!«
Mit disen worten und also
gieng er hin zů dem bilde do.
Er kert' ez hin, er kert' ez har;
doch nam er vil eben war,
daz ez hat ougen, und nicht sach,
und ouch hat munt, und niht en sprach.
An allez werk sin hende wan;
sin süze můsen stille stan.
Do diz der wolf wart inne,
er gedaht in sinem sinne:
»Waz sol daz oug', daz niht gesicht?
Waz sol der munt, der niht en spricht?
Der sin gezierde dar an leit,
daz ist ein groze üppekeit

(sprach der wolf). Ich wene, daz
der sel' gezierde stünde baz,
dan dem libe, des ougen blint
und ougen an' gehörde sint.«

Diu sel den lip wol zieren mag,
der lip der sel tüt grozen slag.
Waz sol ein lip an' sel, an' müt?
Sin schöni ist ze nihte güt,
und ist, an' alle gnade, gar
ein bilde, wer sin nimet war.
Der bilden vil uf ertrich ist,
die noch erdenkent mangen list,
wie si der welt gevallen wol.
Ir schin ist als ein brinnent kol,
der uf der stunt ze eschen wirt;
und mist und würme ihr lip gebirt.
Ir oug gesehent niht gesicht;
ir munt niht güter worten spricht;
ir oren ze hören sint bereit
niht wan spot und üppekeit;
ir hende werkent selten güt;
ir wort, ir werk sint unbehüt;
ir füze sint ze sünden snel;
vergift ir zung ist und ir kel;
zü allem güt si trege sint;
si heizent wol der welte kint
und ein bild an' bescheidenheit,
als hie der wolf nu hat geseit.

3. Von einem torechten schulpfaffen *)

Von einem ritter liest man daz,
daz er in hohen eren saz,
in richtum und in wirdekeit.
Sinen sun hat er geleit
ze schůl. Nu kam er uf die trift,
daz er diu bůche und die schrift
gar kleinen geriet verstan.
Der ritter wold' niht abe lan,
er het vil gern ein pfaffen gůt
uz im gemacht; daz was sin můt.
Ze schůl sant' er in gen Paris;
in künsten sold' er werden wis.
Mit grozer koste er do was,
doch er niht vil der bůchen las.
Er vant da der gesellen vil,
die alle übten seitenspil.
Ze Paris lebt' er mangen tag,
vil kleiner wisheit er en pflag.
Sin zerung was unmazen groz,
des sinen vater ser verdroz.
Do er wider ze lande kam,
und solde kunst gelernet han,

*) Ein auf Schulen erzogener Geistlicher.

sin vater was unmazen fro.
Ein groze wirtschaft macht er do;
sin frúnde lút er al gemein,
beide arme, riche, groz und klein.
Do si ze semen kamen dar,
si namen des pfaffen eben war.
Sin geberde waren klúg,
nach pfaffenlichen sitten, genúg.
Nu sach er an die stuben túr;
do was ein loch geboret für,
dar in was ein ků zagel geslagen.
Do geriet der hohe pfaffe sagen:
»Min herze hat groz wunder genomen,
wie dur daz loch diu ků si komen,
und in der túr beliben ist
der zagel.« — Zu der selben frist
gieng er von den lúten uz
und stelt sich für sins vater hus,
und lúgte vast den himel an.
Der mont geriet gar schön uf gan.
Der pfaffe sach vast um sich do.
Sin frúnde waren alle fro;
si wanden alle sicher wesen,
er het astronomiam gelesen,
und wer' ein her in hoher kunst.
Do was noch witze noch vernunft.
Do er den mont so ane sach,
er gieng wider in und sprach:
»Eins dinges mich groz wunder nint *),

*) Nimmt.

daz ich mit flize hab besint,
daz der mont so gelich uf gat
dem monde, den ich in der stat
sach zů Paris; des wundert mich.
Si sint einander so gelich,
er můz sin ein gar wiser man,
der die zwen under scheiden kan.«
Do der ritter daz ersach,
ze sinen fründen er do sprach:
»Von schulden ist mim *) herzen zorn!
kost und erbeit ist gar verlorn
an mime sun, daz dunkt mich wol,
wan er ist aller torheit vol.«
Der vater und die fründe sin
můsen in ein toren lazen sin.

Wer von natur ist unbesint,
und minder witz hat den ein kint,
hen mag diu schůle zů Paris
an sinnen niemer machen wis.
Ist er ein esel und ein gouch,
daz selb ist er zů Paris ouch.
Wa diu natur verirret ist,
waz schikt da hoher pfaffen list?
Waz hilft, daz einer ze schůle vert,
und groz gelt ane nutz verzert,
und hort vil hohe meister lesen?
Ein tor můz er doch iemer wesen.

*) Zusammengezogen aus mineme, meinem.

Gûte bûch gewint er wol,
gût pfaffe er niemer werden sol,
hie heim ein tor, ein narre dort,
torecht sin werk, und tumb sin wort.
Er was ze schûle, als man las;
er wurde kein pfaffe fürbaz.

Peter Suchenwirt.

Peter Suchenwirt, gebürtig aus Oesterreich, ist unstreitig der ausgezeichnetste Dichter des vierzehnten Jahrhunderts. Von seinen Lebensumständen ist nichts weiter bekannt, als daß er bereits im Jahre 1377 den Herzog Albrecht III. von Oesterreich auf seinem Ritterzuge nach Preußen begleitet, später in Wien gelebt, und noch im Jahre 1395 gedichtet hat. Unter seinen zahlreichen Gedichten, die handschriftlich in Wien und Heidelberg aufbewahrt liegen, sind seine historischen am ausgezeichnetsten. Die ausführlichste und wichtigste dieser poetischen Erzählungen ist die »Von Herzog Albrechts Ritterschaft (Ritterzug nach Preußen),« welche zugleich als die einzige und vollständigste Geschichtsquelle über diesen Zug zu betrachten ist. Man vergleiche Primisser's Abhandlung über ihn und seine Dichtungen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur vom Jahre 1821, B. 14. Anzeigeblatt S. 10 f.

1. Aus Peter Suchenwirt's *)

Lobgesange auf die heilige Jungfrau.

(Altd. Museum, Bd. III. S. 157 f.)

Gotleicher weishait fundament,
dein gruntloz tief wird nicht volent
auf erdes zil von meiner chunst;
hiet **) ich des fronen geistes gunst,
so möcht ich pawen lobes hort,
materi und maisterleiche wort:
nu hat mein sin nicht chrefte,
als vor mit maisterschefte
von Wirzpurch maister Chunrat
dich wirdichleich gepreiset hat,
Maria, mueter uude mait,
seins herzens smitt ***) was dir berait,
darin er worchte wirdichleich
getricht aus chlarem golde reich,
darin versmelzet und vergraben
saffir, karfunkel, schön erhaben,

---

*) Durch das Ganze herrscht die österreichische Mundart vor.

**) hiet, hätte.

***) Bezieht sich auf Konrads Lobgedicht auf die heil. Jungfrau, betitelt: die güldene Schmiede.

als deinem lob mit eren zam *);
er saz in spåher funde chram **)
westrewt ***) mit pluemen und chle;
der alten und der newen ee †)
graif er mit chůnsten in den munt,
und ticht auz seines herzen grunt
die spåhen sprůche durchflorirt.
Ich Peter tummer ††) Suchenwirt
pin der chunst laider ploz;
dein wirdichait ist also groz,
daz si niemant volenden mag;
wenn man di nacht und den tag
gemaistert, das si stille sten
und nicht nach irem laufe gen,
so wirt dein Lob durchgrundet;
wenn man ein cherzen zundet
mit sne und mit fewr,
wen man mit chůnsten stewr
mag zellen all gedanchen
redleichen sunder wanchen
in aller menschen herze gar,
und wenn man . . . . . . die sterne chlar
mit henden von dem firmament:
so wirt dein lop allererst volent
unz auf den grunt des endes zil.

*) Ziemte.

**) Er saß mitten im Kram schöner Erfindungen.

***) Bestreut.

†) Altes und neues Testament.

††) Schlicht, einfach, kunstlos.

Du gibst genaden also vil
zu sälden menschen chünne,
auf erden alle prünne
die sind flüsses nicht so reich,
schilfreich wasser, see und teich,
päch, rifir *), regen-trophen
sint als ein hant vol hophen
gen deiner parmung flüssichait,
die wirt vol sungen noch vol sait
mit lob von engels stimme.
Ich ge, ich lauf, ich chlimme
mit fleiz gen deiner wirde,
und naig dir mit pegirde
mein herz und auch den willen,
mit swacher chunste pillen **)
haw ich in herten vlinse ***) want,
ich wird erschrikchet und ermant,
wenn ich in höhen velsen
hör grimmen unde gelsen †)
unchunst mit stimme fraidich ††)
gen mir, so wird ich laidich,
das mein frewd vercheret sich;
doch sprich ich selber wider mich:
Her, nu lat ew nicht schrekchen,
slaft ir, so lat euch wekchen,

*) Provenzalisch: Fluß, Strom.
**) Beilen.
***) Kieselstein.
†) Lärmen.
††) Kühn, verwegen.

ir seit zu lange still gelegen,
herz und zungen schult *) ir regen
zu dienst der höchsten werden;
in himel und auf erden
hat si den preis mit wunsches gir:
Fraw, und wildu helfen mir,
so wird ich chünsten rässe **);
ob sich min sin vergässe
an chünstenreichen witzen,
den chanstu vil wol spitzen,
und stumphe sinne machen scharf.
Zu nöt ich deiner hilf pedarf,
die gib mir, fraw, zu stewr,
du edle createwr,
so ticht ich, so ich veste mag,
dein lob, du sälden pluender hag.

---

*) Sollt.
**) Scharf.

2. Klaggesang

auf den Tod des Teichner*).

(Wiener Handschr. Nr. 2251.)

Nu dar, herr Sinn, seit fleizig,
ein chlag ist frewden fleizig **)
die wonet meinem herzen mit,
daz edel tugent und gute sit ***)
nicht erchent, daz sei Got gechlait †);
unzucht und unbeschaidenheit
erbent laider gar zu ser;
zucht, weisheit und gute ler
scholten erben ewichleich —
so erbet in daz himelreich
zu immer werndem lone
Got in dem höchsten trone.
Nu dar, herr Sinn, seit ir berait
mit willichleicher arbait,
so saumt ew nicht, des ist zeit.
Der tugende schaz begraben leit

*) Heinrich Teichner, ein beliebter Spruch- und Lehrdichter, der in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts zu Wien lebte.

**) Freude raubend.

***) Sind.

†) Geklagt.

hie in des todes zimmer,
den scholten chlagen immer
priesterschaft und werde weib.
Er hat mit chewschait seinen leib
unz an sein end behalten,
gotlicher weisheit walten
begund' er für der werlde spot.
Im liebet in dem herzen Got
für alle weltleich ere.
Sein rat, sein weise lere
ist in der werlde garten
gesät mit worten zarten,
der werlt zu trost und Got zu lob.
Mit guten sitten swebt' er ob
allen den, die getichtes phlegen;
spil, lueder *), liez er underwegen,
swern, schelten, pose wort
wart nie chains von im gehort.
Waz den eren nicht en zam,
darauf het er vorcht und scham.
Got fürchten und minnen
mit herzen und mit sinnen,
von gewonheit, er nicht lie.
Des morgens, wan der tag her gie,
so was zu dienst er berait
mit ganzes herzen innerchait
Got und aller engel schar,
piz alle mezz' ein ende gar
in Gotes dienste namen.

---

*) Liederlichkeit.

Er chund nicht anders ramen *),
wan daz Got und der sele zam.
Götleich er' und werltleich scham
liebt' **) im in dem herzen,
für üppig schimphen, scherzen.
An ezzen und trinken mezig,
untugenden gar gehezig
was er zu allen stunden;
sein mund der ward nie funden
mit smaichen ***), noch mit liegen †);
er chund niht herren triegen
durch alte wat, durch swache miet ††)
waz im vil maniger lerer riet.
Als uns die ewangeli sagen,
daz chund er ie in churzen tagen
der werlde pringen wol zu gut
mit chunsten und mit senftem mut.
Wan er ein slechter †††) laie was,
der nie chain geschrift gelert noch las,
und het materi zu deutsch pracht,
die einem gelerten nicht versmacht,
hiet er in der grammatica
slechtleich nein und slechtleich ja.
Wes im Got hat hie beschert,

---

*) Er that nichts anders, als u. s. w.
**) Beliebte.
***) Schmeicheln.
†) Lügen.
††) Um geringen Lohn.
†††) Schlicht.

daz wart nicht uppichleich verzert.
Spital, kirchen, nam er war,
und tailt ez mit der armen schar
in Gotes lieb mit milter hant. —
Maria, muter, bis *) gemant
der lieb, die er zu dir het,
mit vasten, wachen, mit gepet.
Geruch **) sein sel' begnaden,
daz si dort werd' entladen
von immer werndem smerzen,
seint ***) under deinem herzen
Got selber wont' durch unser hail,
den du geport an' alle mail †),
den pit für in, daz er im dort
geb den immer wernden hort,
da frewd mit frewden ist geziert.
Mit trewen pit ich Suchenwirt
Got für die sel' andechtichleich.
O Teichner, piderber Hainreich,
dein leben was rein und guet,
des werd' die sele dein behuet
vor hitz der hellen flammen;
durch Got nun sprechet Amen.

---

*) Sey.
**) Geruhe.
***) Seit, da, weil.
†) Mal, Makel, Fehler.

Luther.

Martin Luther, der große Kirchenverbesserer, Gottesgelehrte und Schriftsteller, wurde am 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Sein Vater, ein armer Bergmann, erzog ihn streng. Unter bedrängten Verhältnissen erwarb er sich mühsam die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse auf den Schulen zu Magdeburg und Eisenach, worauf er die Universität Erfurt bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nebenher beschäftigte er sich mit der scholastischen Philosophie und mit den Werken der Alten. Nachdem er bereits die Doktorwürde erhalten, ging er plötzlich aus frommer Schwärmerei in den Augustinerorden (1505) zu Erfurt. Aber gerade hier erwarb er sich einen Gönner an seinem Oberen, Johann Staupitz, Großvikar des Ordens in Meißen und Thüringen, der ihn in der Folge (1508) zum Lehrer der Weltweisheit an der neu errichteten Universität zu Wittenberg vorschlug. Luther lehrte zu Wittenberg bald mit dem entschiedensten Beifalle, während seine kraftvollen Kanzelreden ihn auch bei dem Volke beliebt machten. Im Jahre 1512 wurde ihm die theologische Doktorwürde ertheilt. Mit Eifer legte er sich nun auf das Hebräische und Griechische,

um die Religionsquellen in den Grundsprachen lesen zu können; zugleich erwachte in ihm immer mehr der Geist freisinniger Forschung. Das Ablaßwesen des Dominikanermönchs Tetzel veranlaßte Luthern zuerst, öffentlich dagegen aufzutreten (am 31. Oktober 1517), womit zugleich das große Werk der Kirchenverbesserung begann, dessen Bedeutung, Wichtigkeit und Endergebniß hier nicht weiter entwickelt, noch auch ausführlich dargestellt werden kann. In einer Reihe von Schriften, die theils durch den ausgebrochenen Streit herbeigeführt, theils religiösen, theils allgemein volksthümlichen Inhalts waren, entwickelte er nun eine Kraft und Gediegenheit der Sprache und Darstellung, die Alles weit übertraf, was bis dahin in deutscher Zunge gesprochen oder geschrieben worden war. Aber das Hauptdenkmal seines Geistes bleibt seine unvergleichliche Bibelübersetzung, begonnen in seiner Einsamkeit auf Wartburg (1521) und vollendet im Jahre 1534. Hier entfaltete er den ganzen Reichthum und Wohllaut, und zugleich die unendliche Tiefe und Vielseitigkeit der hochdeutschen Mundart, die hier gleichsam auf dem höchsten Gipfel ihrer damaligen Ausbildung erscheint. Nicht minder groß ist sein Verdienst um den kirchlichen Gesang und die religiöse Dichtkunst der Deutschen. Seine geistlichen Lieder (8 Lieder, Wittenberg 1524; 89 Lieder, Leipzig 1545) sind in einer wohllautenden und kraftvollen Sprache abgefaßt, und athmen ein so freudiges Gottvertrauen und ein so tiefes Andachtsgefühl, daß sie selbst noch in unsern Tagen in dieser Hinsicht als musterhaft gelten können.

Luther schien durch seine Schriften ein neues Blüthenzeitalter der deutschen Sprache und Literatur vorbereitet, ja selbst eingeleitet zu haben; aber die nächste Folgezeit rechtfertigte diese Erwartung nicht. Denn als er (am 18. Februar 1546

zu Eisleben) gestorben war, fanden sich keine geistesverwandten Nachfolger, und so sank die Muttersprache schnell wieder von der Höhe herab, zu welcher sie Luther emporgehoben.

Luther's sämmtliche Werke sind wiederholt (Wittenberg 1539—1559 in 12 Fol.; Jena 1555—1558 in 8 Fol.; Altenburg 1661—1664 in 10 Fol.; Halle 1737—1753, 24 Bde in 4.) herausgegeben worden.

---

1. Aus Luther's geistlichen Liedern.

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute wehr unnd waffen,
Er hilfft uns frey auß aller not,
Die unns jetzt hat betroffen;
Der alt böse Feindt
Mit ernst er's jetzt meint,
Groß macht und vil list
Sein grausam rüstung ist,
Auff Erd ist nicht seins gleichen.

Mit unser macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren,
Es streit für uns der rechte Man,
Den Got hat selbs erkoren;

Fragst du, wer er ist?
Er heist Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die welt voll Teuffel wer,
Und wolt unns gar verschlingen,
So fürchten wir unns nicht so sehr,
Es soll unns doch gelingen;
Der Fürst dieser Welt,
Wie sawr er sich stelt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht,
Ein wörtlein kan ihn fellen.

Das Wort sie sollen lassen stan,
Und kein danck darzu haben,
Er ist bey unns wol auff dem plan,
Mit seinem Geist und gaben;
Nemen sie den leib,
Gut, ehr, Kind und Weib,
Laß faren dahin,
Sie habens kein gewin,
Das Reich muß unns doch bleiben.

2. Aus Luther's vermischten Schriften.

Lied von den zweyen Merterern zu Brüssel *).
1523.

Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre
Zu Brüssel in dem Niederland,
Wol durch zween junge Knaben
Hat er sein Wunder macht bekand,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

Der erst recht wol Johannes heißt,
So reich an Gotes Hulden,
Sein Bruder Heinrich, nach dem Geist
Ein rechter Christ ohn Schulden,
Von dieser Welt geschieden sind,
Sie han die Kron erworben
Recht wie die frommen Gottes Kind'

---

*) Die Rechtschreibung des obigen Liedes ist sichtbar geneuert, da wir nur einen späteren Abdruck (Hallische Ausg. B. 10. S. 1765) desselben vor uns hatten.

Für sein Wort sind gestorben,
Sein Merterer sind sie worden.

Der alte Feind sie fangen ließ,
Erschreckt sie lang mit Dräuen,
Das Wort Gotts man sie leugnen hieß,
Mit List auch wollt sie täuben;
Von Löven der Sophisten viel,
Mit ihrer Kunst verloren,
Versammelt er zu diesem Spiel,
Der Geist sie macht zu Thoren,
Sie konnten nichts gewinnen.

Sie sungen süß, sie sungen saur,
Versuchten manche Listen,
Die Knaben stunden wie ein Maur,
Verachten die Sophisten;
Dem alten Feind das sehr verdroß,
Daß er war überwunden
Von solchen Jungen, er so groß,
Er ward voll Zorn von Stunden,
Gedacht sie zu verbrennen.

Sie raubten ihn das Klosterkleid,
Die Weih sie ihn auch nahmen;
Die Knaben waren deß bereit,
Sie sprachen fröhlich: Amen;
Sie danckten ihrem Vater, Gott,
Daß sie los sollten werden
Des Teufels Larvenspiel und Spott,

Darinn durch falsch Geberden
Die Welt er gar betreuget.

Da schickt's Gott durch sein Gnad also,
Daß sie recht Priester worden,
Sich selbst ihm mußten opffern da
Und gehn in Christen Orden,
Der Welt ganz abgestorben seyn,
Die Heuchelei ablegen,
Zum Himmel kommen frey und rein,
Die Möncherey ausfegen,
Und Menschentand hie lassen.

Man schrieb ihn für ein Brieflein klein,
Das hieß man sie selbst lesen,
Die Stück sie zeichnten alle drein,
Was ihr Glaub war gewesen;
Der höchste Irrthum dieser war,
Man muß allein Gott gläuben,
Der Mensch leugt und treugt immerdar,
Dem soll man nichts vertrauen;
Deß mußten sie verbrennen.

Zwey große Feur sie zündten an,
Die Knaben sie herbrachten,
Es nahm groß Wunder jedermann,
Daß sie solch Pein verachten;
Mit Freuden sie sich gaben drein,
Mit Gottes Lob und Singen,
Der Muth ward den Sophisten klein

Für diesen neuen Dingen,
Daß sich Gott ließ so merken.

Der Schimpf sie nun gereuet hat,
Sie wollten's gern schön machen,
Sie durften nicht rühmen sich der That,
Sie bergen fast die Sachen;
Die Schand im Herzen beisset sie,
Und klagens ihren Genossen,
Doch kann der Geist nicht schweigen hie
Des Habels Blut vergossen,
Es muß den Cain melden.

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Lander,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden;
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen,
Gar fröhlich lassen singen.

Noch lassen sie ihr Lügen nicht,
Den großen Mord zu schmücken,
Sie geben für ein falsch Gedicht,
Ihr Gewissen thut sie drücken;
Die Heilgen Gotts auch nach dem Tod
Von ihn gelästert werden,
Sie sagen, in der letzten Noth

Die Knaben noch auf Erden
Sich solln haben umkehret.

Die laß man lügen immerhin,
Si habens keinen Frommen,
Wir sollen dancken Gott darinn,
Sein Wort ist wieder kommen;
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wol vollenden. Amen.

Hanns Sachs.

Hanns Sachs, der bedeutendste und fruchtbarste unter denjenigen Dichtern dieses Zeitraums, die unter dem Namen der Meistersänger bekannt sind, wurde am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, schickte ihn von seinem siebenten Jahre an in die lateinische Stadtschule und ließ ihn im fünfzehnten das Schuhmacherhandwerk erlernen. Es war damals eben die Zeit, wo die Meistersängerkunst in den Reichsstädten aufzublühen begann und von einzelnen bürgerlichen Zünften mit Liebe und Eifer geübt und gepflegt wurde. So wurde denn auch der junge Hanns Sachs von dem Leinweber Leonhard Nunnenbeck sehr bald in dieser Kunst unterwiesen, die er während seiner Wanderjahre (1511 bis 1516) in der Folge weiter ausbildete. Nach seiner Heimkehr in seine Vaterstadt verheirathete er sich und ließ sich daselbst häuslich nieder. Von nun an lebte er hier neben seinem Handwerke hauptsächlich seiner Lieblingskunst, dem Meistergesang, nicht ohne lebendige Theilnahme an den Ereignissen seiner Zeit, z. B. der Kirchenverbesserung, für welche er sich in einigen sehr kraftvollen Zeitgedichten sehr entschieden erklärte. Fast in allen damals bekannten Gattungen der Dichtkunst (mit Ausschluß der epi=

schen) in geistlichen und weltlichen Liedern, Psalmen, Novellen, Schwänken, Gesprächen, Erzählungen, Schauspielen, Fabeln, Allegorien, deren Stoff er zum Theil aus der Bibel, aus den Geschichten des Alterthums, aus welschen Novellen, oder auch wohl aus Heldensagen, Rittergeschichten und Volksbüchern des deutschen Mittelalters schöpfte, hat er sich mit mehr oder weniger Glück versucht, obwohl freilich alle seine dichterischen Erzeugnisse das eigenthümliche Gepräge seiner Zeit, seines Standes und seiner Bildung an sich tragen. Bei einer Musterung seines dichterischen Vorraths, der nach und nach zu einer handschriftlichen Sammlung von 34 Büchern oder Bänden angewachsen war, fand er, daß die ganze Summe seiner größeren und kleineren Dichtungen an 6048 Stück betrug, wovon er noch bei Lebzeiten eine Auswahl traf. Nachdem er unter diesen Beschäftigungen ein hohes Alter erreicht, starb er endlich, von seinen Mitbürgern als Mensch hochgeachtet und als Dichter bewundert, am 19. Januar 1576.

Die älteste von dem Dichter selbst noch besorgte Ausgabe oder vielmehr Auswahl seiner Gedichte ist gedruckt zu Nürnberg und verlegt zu Augsburg (1558 f. 3 Bände in Fol.). Vollständiger ist die spätere, zu Kempten gedruckte und zu Augsburg verlegte (1612 bis 1616. 5 Bände in 4.). Die neueste Ausgabe, welche J. G. Büsching (Nürnberg 1816 f. 2 Bände) begounen, ist mehr eine Auswahl des Besten aus Hanns Sachs sämmtlichen Gedichten zu nennen, und trägt im ersten Bande Spuren einer erneuenden Ueberarbeitung des alten Dichters.

Aus Hanns Sachs Gedichten*).

---

1. Der Ritter mit dem getrewen Hund.

(Kemptner Ausg. B. I. S. 353.)

Uns sagt Gesta Romanorum,
Wie im römischen Keyserthum
Ein ritter saß von edlem stammen,
Doch ungemeldet mit dem namen,
Der war in kühnheit streng und fest,
In ritterspil der aller best,
Darmit er allmal danck gewohn.
Der ritter hett ein jungen sohn,
War etwan alt ein halbes jar,
Der dem ritter gar hertzlieb war,
Forthin zu mehren seinen stammen;
Darumb hielt er dem kind drey Ammen,
Zu warten sein vor allem schaden
Mit speysen, trenken, waschen, baden.

---

*) Bei Hanns Sachs herrscht bereits die fehlerhafte und ungenaue Rechtschreibung des 16ten Jahrhunderts; gleichwohl haben wir sie beizubehalten für nöthig erachtet.

Es begab sich in kurtzen tagen,
Ein Herren hof ward für geschlagen
Zu stechen und zu ritterspil,
Zu dem kamen der edlen vil.
Der ritter rüst sich zu dem schertz,
Er hett ein mannlich dapfer hertz,
Und reyt auch in das gsellen stechen
Ein ritterliches sper zu brechen.
Die ritterin ging auch zu schawen
Den schimpf *) mit andern edlen frawen
Sampt ihrem ganzen hofgesind;
Allein ließ sie bey ihrem kind
Seine drey Ammen in dem sal.
Als nun die Trommeten erschal,
Das die herrschaft zog auff die bon **),
Loffen die Ammen auch darvon,
Liessen das kindlein in der wiegen
Alleine in dem sal dort ligen.

Ein falck hoch auff der stangen stund,
Auch lag in diesem sal ein hund,
Den hett der ritter hertzlich lieb,
Dann er viel zeit mit ihm vertrieb,
Der hett die art, wann er ausreitten
Wolt zu thurnieren oder streitten,
Solt dem ritter darinn gelingen,
So thet der hund vor ihm auffspringen,

*) Scherz, Spiel.
**) Bahn, Kampfbahn.

Solt ihm aber mißlingen gantz,
So fiel er dem pferd in den schwantz,
Und warnet den ritter allmal.
Nun als niemand war in dem sal,
Der das kind thet mit hut versorgen,
Da lag in diesem sal verborgen
Ein große schlang in einem loch,
Die herauß gegn der wiegen kroch,
Das junge kindlein zu ertödten.
Der falck sach das, und in den nöten
Gund *) er sich auf der stangen schwingen,
Darvon sein schellen wurden klingen,
Und weckt den hund aus seiner ruh.
Der loff der schlangen eylend zu,
Die schoß nach ihm, darvon er floch,
Und die schlang zu der wiegen kroch,
Da loff der hund sie wider an,
Die schlang in großem zoren bran,
Und den hund erschröcklich anpfiff,
Der hund sie in der mitt ergriff,
Und beiß sie auß dermassen hart,
Die schlang wehrt sich nach ihrer art,
Mit stechen, beissen und dem gifft
Dem hund sie grosses leyden stifft,
Also der hund mit grossem sturm
Hin nnd her rucket mit dem wurm,
Das er im kampf nicht wurd verkürtzet.
In dem ward von ihm umbgestürtzet

*) Begunde, begann.

Das iunge kind mit sampt der wiegen
Und blieb auff den vier knöpffen ligen,
Das kind bleib unversehret schweben.
Erst wehrt der hund sich auff das leben,
Und von der schlangen nicht abließ,
Biß er sie gar zu stucken biß,
Sehr hart verwund den kampf gewan,
Das blut allenthalb von ihm ran,
Und legt sich zu der wiegen nider,
Sein krǎfft da zu erholen wider.
In dem das stechen hett ein endt,
Die drey Ammen kamen gerendt.
Als sie nun kamen auff den sal
Und sahen, daß es überal
Ward blutig, und darzu der wiegen
Das underst sah zu öberst ligen,
Bey der der hund fast blutig lag.
Von den dreyen hub sich groß klag,
Kundten sich anderst nicht verwissen,
Dann der hund hett das kind erbissen;
Vor leyd so schlugen die drey Ammen
Ihr hände auf dem kopf zusammen,
Huben die wiegen doch nicht auff,
Sonder all drey mit schnellem lauff
Flohen sie von der burg dahin.
Die ritterin begegnet ihn,
Der sagten sie leydige mähr,
Wie das iung kind erbissen wer'
Von ihrem hund, und alle ding.
Die fraw in ohnmacht nider gieng,
Der wain und klag war herb und bitter.
In dem geritten kam der ritter

Mit seinen knechten, die frawen fragt:
Weß sie so innigklichen klagt?
»Ach weh, sprach sie, ob allen leyden!
Ach weh, gestrenger Herr, uns beyden!
Dann unser einigs kind ist todt;
Ewer hund es erbissen hot.
Der ritter von dem gaul absaß,
Unmuthig hart erzürnet was,
Eylt in dem sal mit grosser klag:
Die wiegen umbgestürzet lag,
Sah er darumb, die erd war blutig
Erst ward von hertzen er unmutig.
Als der hund ersach seinen Herrn,
Stund er auff, gieng zu ihm von ferrn,
Abkräftig und ohnmechtig gantz,
Und wechelt sehr mit seinem schwantz,
War allenthalb mit blut berunnen,
Der ritter aber unbesunnen,
Zog auß sein schwerdt ihm zu unglück,
Zerhieb sein trewen hund in stück
Also in schwind eylender gech
Ohn alle wahrhafftige ansprech.
Nach dem gieng er den sal hinauff
Und hub eylend die wiegen auff,
Darinnen er sein kind noch fund
Fröhlich lachend frisch und gesund.
Nach dem sah er erst bei der wiegen
Die ungehewern schlangen ligen
Erwürgt, zerflammet und zerfressen.
Darbey der ritter kundt ermessen,
Daß sie der hund erwürget hett,
Dardurch sein jungen sohn errett.

Erst kam dem ritter grosse rew,
Das er seins lieben hundes trew
Nicht hett fürsichtigklich erkennt
Und hett das mord an ihm vollendt,
Daß er darnach an ihm selb rach,
Sein glemern *) in drey stück zerbrach,
Kein ritterspil zu treiben mehr.
Zu erwerben ruhm, preiß und ehr,
Aller kurtzweil thet er sich ab
Und zog zu dem heiligen grab,
Zu beschawen die frembden land
Zu straff der unfürsichting hand,
Die da gewesen war so gech,
Daß sie zum nechsten baß besech
Ein sach, und eh sie die vollend.
Darmit hat die geschicht ein end.

Der Beschluß.

Bey diesem ritter soll verstan
Mit worten kurtz drey lehr ein mann;
Die erst, daß er auß seinem hauß
Nicht viel nach kurtzweil spatzier auß
Mit seinem weib und laß es öd,
Auf das sich nicht die schlange schnöd
In seinem hauß mit schaden find.
Ich mein', durch untrew haußgesind,

*) Lanze.

Das sonst nicht sehen laßt sein tück,
Biß ihn die herrschafft kehrt den rück,
Alsdann richt es sein schalckheit auß,
Wie man denn spricht, bald auß dem hauß
Die katz, alsdann tantzen die mäuß,
Damit ich die erst lehr beschleuß.

Die ander, das man zu eim kind
Sich hütt vor ubrigem gesind,
Dann sie werden nachlessig, faul,
Eine der andern sicht in's maul,
Jede hat in der arbeit spar,
Ein ding gschicht weder halb noch gar,
Eine die ander thut verfüren,
Wie man den täglich wol thut spüren,
Darumb man warhafft sprechen thut:
Je mehr hürten, je ubler hut.

Die dritt lehr, das ein mann auffsech,
In seinen dingen sey nicht gech,
Auff hören sagen gar nicht baw,
Auff blosse wort mit nichten traw,
Und ob er schon sicht deß geleichen
Etlich anzeygung und warzeichen,
Dannoch urtheil zu keiner stund,
Biß er vor hab gewisen grund,
Wie, wo und wan, wer und warumb,
Nicht unbesunn und ungestumb
Handel allein aus schlechtem won *),

*) Wahn.

Sondern er sol ein wissen hon
Vorauß, wo ihm zusteht unfal,
Das er nicht werd beweget bal
Zu zoren oder grimmer rach,
Das ihm gerewen müg hernach,
Und werd noch mit grösserem schaden
Durch sein eylende rach beladen.
Wie man sicht, handlen unbedacht
Hat manchen mann zu schaden bracht;
Darumb sprach man vor alten zeiten:
Ein jeder mann solt esel reiten,
Auff das er sich nicht ubereyl,
Und nem ihn wol bedacht der weil
Vorauß in sachen schwer und wichtig,
Handel aygentlich und fürsichtig,
Das ihm darauß kein nachrew wachs,
So spricht zu Nürnberg Hans Sachs.

---

2. Von dem Ritter auß Franckreich.

(B. I. S. 355.)

Hört zu ein wunderlich geschicht,
Das ich mit wahrheit kurz bericht.
Auß welschem land wolt ein kauffmann
In franckreich reytten gen Leon.
Als er kam in ein finster holtz,
Fand er ein ritter jung und stoltz,
Schön, wolgeputzt, mannlich und adelich,
Gerades leibes, gar untadelich,
An dem gejaid im wald her pirschen,
Der hett gefellet rech und hirschen,
Der dapt mit seim gesind darvon.
Ein knecht erreyt der welsch kauffmon,
Den fragt er, wer der ritter wer?
Der knecht ihn zelt den stammen her,
Sein reichthumb, sitten, that und adel.
Der kauffmann sprach: Wie gar ohn tadel
Ist dieser strenger ritter werd,
Ich denck, sein gleich lebt nicht auff erd.
Nach dem reytt dieser knecht zum Herrn
Und sprach: Es reytt hernach von ferrn
Ein kauffmann, der groß lob euch spricht,
Meint, es leb ewers gleichen nicht,
Bedeucht sich seelig aller sachen,

Wann er solt kundschafft *) mit euch machen.
Billig solt ihr ein ehr ihm than.
Bald füget sich zu dem kauffmann
Der ritter, fraget ihn, wann her?
Und wohin er auch willens wer?
Der kauffmann gab ihm deß bescheid.
In dem sie kamen alle beyd
Zum schloß; da batt er ihn zu gast.
Der kauffmann wehret sich nicht fast,
Daucht sich der herberg seelig sein.
Bald sie ritten ins schloß hinein
Und absassen in dem vorhoff;
Ein knecht ihm bald entgegen loff,
Nam sein pferd, sprach: Ich wils versorgen
Mit aller warth biß auff den morgen.
Der ritter führt ihn auff den sal
Fürstlich gezieret uberal,
Man bracht ihm hemat **), füchsen schauben ***),
Pantoffel und ein mardren hauben †).
In dem kam auch deß ritters weib
So wunder schön und zart von leib,
Mit zweyen töchtern wolgethan;
Die empfieng ehrlich den kauffmann.
In dem bereytet man den tisch,
Hertrug man wildtprett, gute fisch,
Mancherley richt mit reverentz

---

*) Bekanntschaft.

**) Hemd.

***) Mantel von Fuchspelz.

†) Männliche Kopfbedeckung, Mütze.

Dienten die knecht, und ein credentz
Von klarem gold ward auffgesetzt.
Der kaufmann frölich ward, zuletzt
Trug man zu tisch verdecket gar
In einer silbern schüssel dar
Ein menschen haupt mit langem bart.
Deß erschrack dieser kauffmann hart;
Deß ritters weib ergilbt und zittert,
Der Ritter ergrimbt und erbittert.
Das haupt trug man bald wieder wegk,
Auffsetzt man zucker und confect.
Den kauffmann hett groß sorg besessen,
Mocht weder trincken oder essen.
Als nun das mahl ein ende hett,
Weißt man den kauffmann an das beth
In ein getäfelte kemnat *),
Darinn stund manch bereyt bethstatt,
Geschmuckt mit seyden küssn und decken,
Ein wachsliecht thet der knecht im stecken
In ein leuchter, und bschloß die thür,
Schluß außwendig ein rigel für.
Nun hett diese kammer die meng
Von allerley farben fürhäng
An den wenden und in den ecken,
Die ward der kauffmann all auffdecken,
Da hiengen harnisch, und dort wehr,
Auch gschmück zu ritterlicher ehr;
Zu letzt sah er ein grün fürhang
In eim winckel, den er auffschwang,

*) Gemach.

Da hiengen, alt bey zwantzig jarn,
Zween jüngling, die erstochen warn.
Erst ward der kauffmann hart betrübt,
Thet zu Gott bätt und sein gelübd,
Das er ihm retten wolt sein leben,
Dem todt hett er sich gar ergeben.
In dem ihm auch das liecht erlasch.
Groß angst und forcht sein herz durchdrasch,
Biß die morgenröt brach herfür,
Den rigel schoß man von der thür,
Sorgsam gieng er in sal herab,
Frölich ein gutten morgen gab.
Der ritter den trawrigen kauffmann
Fragt, wie es ihm die nacht hett than?
Er sprach: o strenger Herr, nicht wol;
Mein hertz war sorg und unmuts vol,
Das todten haupt lag mir im sinn;
Darzu hab ich gefunden inn
Der kammer zween jüngling erstochen.
Der ritter sprach: du hast gesprochen,
Auff erdt mich den seeligsten glaubt;
So wiß, das dieses todten haupt
Gewesen ist eins ritters groß,
Den ich begriff in diesem schloß
In dem ehbruch mit meinem weib,
Nam dem mit diesem schwerd sein leib,
Trag nun all tag das haupt zu tisch
Meim weib ihren ehbruch erfrisch,
Deß ubel fort missig zu gehn.
So wiß auch, das die jungen zween,
Meins bruders söhn, beyd sind erstochen,
Von deß ritters freunden gerochen,

Die zween ich auch all tag besich,
Das sie zu rach ergrimmen mich
Uber die sie entleibten beyd.
Schaw an, in diesem hertzenleyd
Ich täglichen mein zeit verzehr,
Bekummer mich ie lenger mehr
Ob diesem mord und dem ehebruch.
Derhalb, mein kauffmann, baß ersuch
Ein mann, das du ihn gründlich kennest,
Eh du auff erd ihn seelig nennest;
Belayt *) dich Gott, fahr hin im frid!
Mit danck der kauffmann von ihm schied.

Der Beschluß.

Bey der wunderlichen histori
Vermerckt man, das der welte Glori,
Gewalt, macht, adel, reichthum und glück,
Und solche dergeleichen stück,
Kein menschen seelig macht auff erd,
Weil jedermann hat sein beschwerd,
Das ihn heimlich am hertzen negt,
Wie scheinbarlich er das verdeckt
Mit frewd und wollust dieser zeit;
Deß ist die irrdisch seeligkeit
Ein deckel heimlichs ungemachs,
Dort ist die rech, die wünscht Hans Sachs.

---

*) Geleite.

3. Ein Raht zwischen einem alten Mann und jungen Gesellen, dreyer Heyrat halben.

(Bd. I. S. 880.)

Nach dem ein jüngling frisch und frey
Hett unter hand der heyrat drey.
Erstlich, ein jungfraw schön und zart,
Nit fast reich, jedoch guter art.
Zum andern, solt er ihm vertrawen *)
Zu der eh ein junge witfrawen,
Die vor **) gehabt hett einen mann.
Zum dritten solt er nemen an
Ein alte, reich und wol begabt,
Die doch vor zween mann hett gehabt.
Nun ihr jede ihn haben wolt,
Nun west er nit, welche er solt
Nemen der dreyer, und thet gahn
Zu einem alten weysen man,
Und ihm die drey heyrat fürlegt.
Der weyse mann sein hand außstreckt
Auff ein fünffjäring knaben mit,
Welcher auff eim stecklein umbritt

*) Sich antrauen lassen.
**) Zuvor.

In der stuben, und sprach: Nun frag
Das kinde, auff das es hie sag
Mit kurtzen worten, welche frey
Auß den dreyen zu nemen sey.
Bald sprach der jüngling zu dem knaben:
Sag, ob ich die jungfraw soll haben?
Das knäblein antwort: Wie du wilt.
Der jüngling sprach: Soll ich die milt
Witfraw nemen, welche voran
Zu der eh hat gehabt ein mann?
Das knäblein sprach: Wie sie wil.
Der jüngling sprach: Mir nit verhil *),
Ob ich mir nemen soll die alten,
Welche auch vor hat hauß gehalten
Mit zweyen mannen in der eh?
Rath mir, daß ich mich nit vergeh.
Das knäblein warff sich bald herumb,
Ritt ringsweiß in der stuben umb,
Und schrey: Hüt dich, mein pferd schlegt dich!
Der weiß mann sprach: O jüngling, sich **)
Nun hast du deiner frag bescheyd.
Der jüngling sprach: Bei meinem eyd
Ich hab verstanden gar kein wort
Von dem knäblein an diesem ort,
Ich bitt, wölst mir das baß erklärn.
Der weiß mann sprach: Von hertzen gern.
Kannst du denn erstlich nit verstan,
Da dir das knäblein zeyget an

*) Verhehle.
**) Sieh.

Erstlich von der junkfrawen milt,
Da meynt er, die junckfraw gütig
Wer noch forchtsam, gschlacht*) und weichmütig,
Derhalb du ir wohl möchst abziehen,
All eygensinnigkeit zu flihen,
Daß sie dir fein bleib unterthan,
Daß du im hauß bleibest herr und mann,
Und Alles thetst, wie du nur woltst.
Zu dem andern du merken soltst
Von der Witfrawen in der stil,
Darzu der knab sagt: Wie si wil.
Meint er, weil die Witfraw vorauß
Mit eim mann hat gehalten hauß,
Würd s' all ding thun nach irem sinn,
Als die all ding wol wist vorhin,
Und deß haußhaltens hett verstand,
Und wurd ir than gar wee und and,
Wo du sie woltst ein anders lehrn,
Und würd sich an dein straff nit kehrn,
Darob vil zancks sich wurd erheben,
Eh du's nach deim sinn richtest eben.
Als zu dem dritten, ob der alten
Der knab das wort dir für hat gehalten,
Hüt dich, denn mein pfert das schlegt dich!
Darmit anzeigt er eygentlich,
Daß es ein grosse thorheit wer,
Daß sich ein mann geb in solch gefehr,
Nem die, so vor zween mann hett gehabt,
Ob s' gleich reich wer und wol begabt,

---

*) Zahm, lenksam.

Bey den sie verboßt und verargt
Wer, in ihrm eygnen sinn erstarckt,
Daß niemand biegen möcht die frawen,
Denn allein schauffel und die hawen.
Wie man denn sagt von disen sachen:
Alt hund böß bendig sind zu machen;
Verloren ist all trew und gůt,
Zu endern ein verstockt gemůt.
Woltst dus denn bendigen mit zorn,
Mit rauffen, schlagen und rumorn,
So must du mit dem alten fratzen
Dein lebtag ziehen die strebkatzen *),
Oder der narr bleiben im hauß.
Jüngling, nun wehl dir selber auß
Die erste, ander oder dritt,
Auff daß dir in der ehe darmit
Nit folg ein ewige nachrew,
Sonder dir durch ehliche trew
Frid, frewd und freundlichkeit auffwachs
Im ehling stand, das wünscht Hans Sachs.

---

*) Ein Spiel zwischen zweien, wo jeder an einem Ende eines Strickes anfaßt und nach der entgegengesetzten Seite hinzieht.

Spee.

Friedrich Spee, aus dem adligen, jetzt gräflichen Geschlecht der Spee von Langenfeld, wurde im Jahre 1591 zu Kaiserswerth am Rheine geboren. Im Jahre 1610 trat er zu Cöln in den Jesuitenorden, und lehrte von nun an daselbst Philosophie, Moral und Theologie mit großem Beifall. In der Folge hielt er sich eine Zeit lang zu Würzburg in Franken auf, wo er zuerst mündlich und schriftlich dem damals herrschenden Unwesen der Hexenprozesse kräftig entgegen zu arbeiten suchte. Aus Franken wurde er in das Hildesheimische versetzt, wo er mit solchem Eifer für seine Kirche thätig war, daß er unter andern das niedersächsische Städtchen Peina binnen wenigen Monaten in ihren Schooß zurückführte, was ihm denn freilich manche Verfolgung von der Gegenpartei zuzog. Wenige Jahre nachher, als er während der Belagerung von Trier für die leibliche Pflege der kranken und verwundeten Krieger eifrig bemüht war, ward er ein Opfer seiner Anstrengungen und starb schnell und sanft am 7. August 1635.

Wie sehr Spee als Mensch und um seines frommen und edlen Gemüths willen von den Besten seiner Zeitgenossen ge=

liebt und geschätzt worden, darüber können vor andern Leibnitzens ehrenvolle Aeußerungen über ihn als Zeugniß gelten. Er selbst hat ein schönes Denkmal seiner ächtreligiösen Sinnesart in seinen geistlichen Liedern hinterlassen, in denen neben tiefer Andacht und Gottbetrachtung ein zartes Gefühl für alle Schönheiten der Natur sich offenbart. In allen diesen Liedern athmet eine heiße, glühende Sehnsucht nach Christus, der hier, nach einer altchristlichen Allegorie, durchaus als himmlischer Seelenbräutigam dargestellt wird; aber ungeachtet dieser Einförmigkeit des Inhalts hat das Gemüth des Dichters doch über alle seine Dichtungen eine so reiche Bilderfülle und einen so unnachahmlichen Wohllaut der Sprache ergossen, daß ihnen eine ausgezeichnete Stelle unter den poetischen Erzeugnissen dieses Zeitraums zugestanden werden muß. Er selbst nannte die Sammlung seiner Lieder Trutznachtigall, »weil das Büchlein, nach des Verfassers eigenen Worten, trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet.« Gedruckt wurde sie erst nach seinem Tode (Cöln 1649; ebend. 1656; 1664; neueste Ausgabe Berlin 1817). Einige andere Lieder von ihm finden sich in seinem güldenen Tugendbuche (Cöln 1656; 1748).

Aus Spee's Trutznachtigall.

---

1. Lob Gottes,

aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit.

Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf
Umgürt't mit Rosenfeder.
O wie so schön, wie frisch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügsam streichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Du schnelle Post, o schöne Sonn',
O gülden Roß und Wagen,
O reines Rad auf reinem Bronn
Mit zartem Glanz beschlagen!
Jetzt schöpfest uns den besten Schein,
So Winters war verloren,
Da Rad und Eimer schienen seyn
Von Kält gar angefroren.

O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!
Zur Sommerlust nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör die Musik schon,
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßem Ton,
Und lieblich hin begleite.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Für uns die schöne Nachtigal
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft versüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Busch, Heck und Feld durchstreifen,
Die Nester schon seyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund
Dann laut und dann so leise?
Wer zirkelt ihn'n so rein und rund
So mannigfaltig Weise?
Wer messet ihn'n den Athem zu,
Daß mögens vollentführen

Den ganzen Tag fast ohne Ruh
So freudigs Tütelüren?
  O Gott, ich sing von Herzen mein,
  Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt laufen wieder stark und fest,
So Winterzeits gestanden,
All Flüß und Wässer, in Arrest
Bestrickt mit Eises Banden;
Jetzt kalte Luft und saure Wind
Uns wieder seynd versöhnet,
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.
  O Gott, ich sing von Herzen mein,
  Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt öffnet sich der Erdenschooß,
Die Brünnlein fröhlich springen;
Jetzt Laub und Gras sich geben bloß,
Die Pflänzlein anher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird stündlich bringen?
  O Gott, ich sing von Herzen mein,
  Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Blümlein schön wie tretens an
Und wunderschön sich arten,

Violen, Rosen, Tulipan,
All Kleinod stolz im Garten,
Jacynthen und Gamanderlein,
Dann Safran und Lavendel,
Auch Schwertlein, Gilgen *), Nägelein **),
Narciß und Sonnenwendel.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Ey da, du gülden Kaisers Kron,
Aus vielen auserkohren,
Auch Tausendschön und Wiederton,
Nasturz und Rittersporen,
Jelängerlieber, Sonnenthau,
Basilien, Brunellen,
Agleyen auch und Bärenklau,
Dann Mohnsaam, Glock und Schellen.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Mein! saget an, ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wissen,
Weil ihr an euch kein Farb gespart,
Wer hat euch vorgerissen?
Wo nahmet ihr das Muster her,
Davon ihr euch copeiet?

---

*) Lilien.
**) Nelken.

Das Vorbild wollt ich schauen ger',
Welchs ihr habt conterfeiet.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer mag nun je geboren seyn
So reich von scharfen Sinnen,
Der auch das g'ringste Pflänzelein
Nur schlechtlich dürft beginnen?
Die Wahrheit sag ich rund und glatt,
Dem würd' all Sinn zerrinnen,
Wer nur auch dächt ein einzig Blatt
Aus Menschenkunst erspinnen.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Das Feld und Wiesen, feucht und feist,
Mit Bächlein viel zerspalten,
Die Sonn, wenn sie vorüber reist,
Mit ihrer Schön aufhalten.
Nun wundert sich der Himmel selb,
Wie zierlich unterstrahlet
Mit Gras und Früchten grün und gelb
Das Erdreich sich gemalet.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer treibet aus Getreid und Gras,
Wer lockets an die Sonnen?
Weils in der Erd verwirret saß,
Wer hats hinausgesponnen?

Wer schärft den Aehren ihre Spitz?
Wer thut die Körnle zählen?
Wo nehmens doch die Kunst und Witz,
Daß nie der Art verfehlen?
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die stolze Bäum' in Wälden wild
Sind zierlich ausgebreitet,
O nur aus Erd geschnitzte Bild,
Ohn Werk und Zeug bereitet!
Wer that in Luft euch richten auf?
Wer gab das Grün den Zweigen?
Wo war so viel der Farb zu Kauf?
Für Wunder muß ich schweigen.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Bald auch die zahm und fruchtbar Bäum'
Sich freudig werden zieren
Mit weichem Obst, mit Kinderträum,
Nuß, Aepfel, Kirsch und Biren.
Die Biren gelb, die Aepfel roth,
Wie Purpur die Granaten,
Die Pfersich bleich wie falber Tod,
Die Kirschen schwarz gerathen.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Des Obsts ich schier ohn Zahl erblick,
Und thut sich immer mehren,

Citronen, Quitten, Pflaumen dick,
Fast alle Näst *) beschweren.
Pomranzen gülden von Gestalt
Sind viel in warmen Landen,
Da leucht't mit Gold wohl mancher Wald,
Als neulich hab verstanden.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Der Rebenstock voll Trauben schwer
An Pfählen lieblich scheinet,
Als gleich ein wohlgewaffnet Heer
An Spießen angeleinet,
Das sammlet sich das Rebenblut
Zu süßen Traubenzähren,
Die machen uns den frischen Muth,
Was will man mehr begehren?
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die reine Flüß krystallenklar,
Verbrämt mit grünen Weiden,
Von Schatten schier bedecket gar,
Die Sonnenhitz vermeiden;
Sich üben dort mit Schwimmen viel
In Schnee gefärbte Schwanen,
Dort haltens ihre Freudenspiel
Auf glatten Wasserplanen.

---

*) Aeste.

O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Thier auf grünen Felden breit
Sich frisch und freudig zeigen.
Das Wild in dunklen Wälden weit
Dem Jäger zeigt die Feigen *).
Die Vögel auch in freiem Zug
In Lüften freudig spielen,
Mit hin und her gewendtem Flug
Zum Ehrenkränzlein zielen.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lüsten wirds ergetzet,
Ergetzet wird fast jeder Sinn,
Und alles Wunder schätzet:
Ohn Maaß ist alle Welt geschmückt,
Wer Künstler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niedersenken.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Drum lobet ihn, ihr Menschenkind,
Bei nun so schönen Zeiten;

*) Ein bekannter Jagdausdruck.

All Traurigkeit nun schütt't in Wind
Spannt auf die beste Saiten:
Auf Harf und Lauten tastet frei,
Schneid't an die süße Geigen,
Mit reiner Stimm und Orgelschrei
Thut ihm all Ehr erzeigen.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

---

2. Gedicht vom heil. Franziskus Xavier,

als er nach Japan schiffen wollte, um die Heiden zu bekehren.

Als in Japan weit entlegen
Dachte dieser Gottesmann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an,
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Mahltens ihm vor Augen dar,
Redten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

Schweiget, schweiget von Gewitter,
Ach, von Winden schweiget still!
Nie noch wahrer Held und Ritter
Achtet solcher Kinderspiel.

Laßet Wind und Wetter blasen,
Flamm' der Lieb vom Blasen wächst,
Laßet Meer und Wellen rasen,
Wellen gehn zum Himmel nächst.

Ey doch laßet ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth;
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth.
Spieß und Pfeil und bloße Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspeiß
Macht Soldaten mebr verwegen,
Und sie lockt zum Ehrenpreiß.

Laßet nur ihr Hörner wetzen
Wind und Wetter ungestüm,
Laßt die brummend Wellen schwätzen
Und die Trommen schlagen um.
Nord und Süden, Ost und Westen,
Kämpfen laßt auf salzem Feld;
Nie wirds dem an Ruh gebresten,
Wer nur Fried im Herzen hält.

Wer wills über Meer nit wogen,
Ueber tausend Wässer wild?
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt.
Wem will grausen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß?
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen schön ohn alle Maaß.

Eya, stark und freche Wellen,
Eya, stark und stolze Wind!
Ihr mich nimmer sollet fällen,
Euch zu stehn ich bin gesinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben,
Sattlet euch nur hölzen Roß,
Ihr müßt über Wellen traben,
Nur vom Ufer drücket loß.

Opitz.

Martin Opitz wurde am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, wo sein Vater Rathsherr war. Nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt hatte, setzte er (seit 1614) seine Schulstudien auf dem Magdalenengymnasium zu Breslau fort, und beendigte sie dann auf dem damals berühmten Gymnasium zu Beuthen an der Oder, von wo aus er im Jahre 1618 die Universität Frankfurt bezog. Indem er hier das Fach, wofür er sich, nach dem Wunsche seines Vaters, entschieden hatte, die Rechtswissenschaft, vernachlässigte, widmete er sich mit desto mehr Liebe der Philosophie, Geschichte, Beredtsamkeit und Dichtkunst; auch machte er hier die ersten Versuche in eignen Gedichten. Im Jahre 1619 begab er sich nach Heidelberg, wo er mit ausgezeichneten Gelehrten bekannt, und auch dem Churpfälzischen Hofe durch den Geheimenrath Lingelsheim, der ihn als Lehrer seiner Kinder in sein Haus aufgenommen, vorgestellt wurde. Die damaligen Kriegsunruhen und eine in der Pfalz wüthende Seuche bewogen ihn, mit seinem Freunde Hamilton, einem reichen Dänen, eine Reise nach den Niederlanden zu machen (1620), wo er mit der zierlich steifen, schulgerchten holländischen Dichtkunst bekannt wurde,

die auf seine eigene dichterische Entwickelung eben nicht den günstigsten Einfluß geäußert zu haben scheint. Nach seiner Rückkehr (1621) lebte Opitz sieben Monate lang im Holsteinischen, und schrieb in ruhiger Zurückgezogenheit sein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges. Hierauf ging er nach Schlesien zurück, wo der Herzog von Liegnitz ihn an seinen Hof zog, den er aber bald wieder verließ, um einem Rufe nach Weißenburg in Siebenbürgen zu folgen, wo er Professor der Philosophie und alten Literatur wurde. Doch weder die Gunst des Fürsten Bethlen Gabor, noch ein glänzendes Leben, noch die gelehrte Beschäftigung mit Daciens Alterthümern konnten das Heimweh verdrängen, welches ihn schon im folgenden Jahre zur Rückkehr nach Schlesien bewog. Von nun an lebte und dichtete er wieder in sorgenloser Muße am Hofe des Herzogs zu Liegnitz, der ihn später zu seinem Rath ernannte. Auf Veranlassung dieses Fürsten übertrug er die Sonn- und Festtagsepisteln in deutsche Verse, auch fällt in diese Zeit sein Buch: Von der deutschen Poeterei (Breslau 1624), ein sehr verdienstvolles Werk, worin er die Regeln, welche er selbst mit Erfolg in seinen Gedichten anwendete, zu einem Gesetzbuche der deutschen Poetik vereinigte. Im Jahre 1624 reiste Opitz nach Sachsen, hielt sich einige Zeit in Wittenberg auf, wurde am Hofe des Fürsten von Anhalt-Köthen in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und kehrte sodann wieder nach Schlesien zurück (1625). Noch in demselben Jahre wurde er bei Gelegenheit einer Reise nach Wien durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl dem Kaiser Ferdinand II. bekannt, der ihn eigenhändig zum Dichter krönte. Darauf trat er als Secretair in die Dienste des trefflichen Burggrafen von Dohna, der ihn zu Unterhandlungen an verschiedenen Höfen benutzte, und wurde in der Folge

vom Kaiser in den Adelsstand erhoben, unter dem Namen Opitz von Boberfeld (1628). Bei einem längeren Aufenthalte zu Paris (1630), in Geschäften des Burggrafen, machte Opitz die Bekanntschaft mehrer ausgezeichneter Geister. Nach seiner Rückkehr starb der Burggraf, und der Dichter lebte nun abwechselnd an den Fürstenhöfen zu Liegnitz und Brieg, wo er sein Lehrgedicht: Vesuv, herausgab. Im Jahre 1634 begleitete er den Herzog von Brieg nach Thorn, und wandte sich von da, um einen ruhigen Zufluchtsort zu finden, nach Danzig, wo ihn der damalige König von Polen, Wladislaw IV., zu seinem Sekretär und Historiographen von Polen ernannte (1638). Doch bald raffte eine heftig wüthende Pest den Dichter zu Danzig in der Blüthe seiner Kraft und Thätigkeit, so wie seines dichterischen Ruhmes, hinweg, am 20. August 1639.

Ist Opitz gleich als Dichter ohne schöpferischen Geist und ohne Eigenthümlichkeit in Erfindung und Darstellung, so war er doch für seine Zeit Schöpfer eines neuen poetischen Styls und einer prosodischen und metrischen Form, indem er zuerst, statt einer bloßen Sylbenzählung, eine Sylbenmessung für den Vers forderte. Ueberhaupt kann sein Verdienst um Reinigung, Ausbildung und Bereicherung der deutschen Sprache nicht hoch genug gestellt werden.

Er hat sich in verschiedenen Dichtungsarten versucht. Unter seinen Lehrgedichten sind mit Auszeichnung zu nennen: Trostgründe bei Widerwärtigkeiten des Krieges (Breslau 1638); Zlatna *) oder von der Ruhe des Ge=

*) Name eines Landgutes in Siebenbürgen.

müthes (Breslau 1622); Vielgut *) oder vom wahren Glück (Breslau 1624); und die physikalisch-philosophische Beschreibung des Vesuv (Breslau 1633). Sie sind in Alexandrinern gedichtet, und enthalten malerische Schilderungen, sinnige Betrachtungen über Gott, Natur und Menschheit, Strafreden gegen die Verbrechen und Thorheiten der Welt und Klagen über die Noth des deutschen Vaterlandes. Genießbarer für unsere Zeit sind seine Poetischen Wälder, welche seine Jugendversuche und vermischten kleinern Gedichte enthalten; die in Menge von ihm verfaßten Gelegenheitsgedichte können hier weniger in Betracht kommen. Unter seinen lyrischen Gedichten und Liedern sind besonders die geistlichen, seine poetische Umschreibung des Salomonischen hohen Lieds (Breslau 1627) und die Nachbildungen der Psalmen (Breslau 1630 u. f.) auszuzeichnen. Was er für die Bühne geschrieben hat, ist Uebersetzung oder Bearbeitung aus fremden Sprachen. Antigone nach Sophokles, die Trojanerinnen nach Seneka, das Schäferspiel Daphne und das Trauerspiel Judith nach dem Italienischen.

Die erste Ausgabe nach Opitzens Schriften besorgte J. W. Zinkgräf (Strasburg 1624), die folgenden (Breslau 1625 u. f.) der Verfasser selbst. Als die vollständigste gilt der jüngste Breslauer Abdruck von 1690 (mit neuem Titel: Frankfurt und Leipzig 1724). Die von Bodmer und Breitinger besorgte kritische Ausgabe (Zürich 1745) wurde mit dem ersten Bande abgebrochen, da ihr die gottschedisirte von D. W. Triller (Frankfurt 1746, 4 Bde.) in den Weg trat.

---

*) Ein Landsitz des Herzogs von Münsterberg und Oels.

Opitzens Leben ist am ausführlichsten beschrieben von C. G. Lindner (Hirschberg 1740); den Dichter selbst hat am geistvollsten dargestellt und gewürdigt Fr. Schlegel im deutschen Museum (Wien 1812. Bd. 2. S. 116 f. 235 f.

I. Aus Opitzens Liedern.

---

1. Lebenslust.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir.
Es ist Zeit, hinaus zu schauen,
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die Fischer Netze stellen.

Wozu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen läuft der Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf sein letztes Ende hin;

Dann kömmt ohne Geist und Sinn
Dieses Alles in die Erden.

Hola, Junge, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag seyn,
Nimm den Krug und fülle Wein
Alles Trauern, Leid und Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Clotho fort gerafft,
Will ich in den süßen Saft,
Den die Traube gibt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen!

Bitte meine guten Brüder
Auf die Musik und ein Glas.
Nichts nicht schickt sich, dünkt mich, daß,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Lass' ich gleich nicht viel zu erben,
Ey, so hab' ich edlen Wein,
Will mit Andern lustig seyn,
Muß ich gleich alleine sterben.

2. Nachtklage.

Jetzo kommt die Nacht herbei,
Vieh und Menschen werden frei,
Die gewünschte Ruh geht an,
Meine Sorge kommt heran.

Schöne glänzt der Mondenschein
Und die güldnen Sternelein;
Froh ist Alles weit und breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.

Zween mangeln überall
An der schönen Sterne Zahl;
Diese Sterne, die ich mein',
Ist der Liebsten Augenschein.

Nach dem Monde frag' ich nicht,
Dunkel ist der Sterne Licht,
Weil sich von mir weggewend't
Asteris, mein Firmament.

Wann sich aber neigt zu mir
Dieser meiner Sonne Zier,
Acht' ich es das Beste seyn,
Daß kein Stern noch Monde schein'.

3. Das neue Vaterland.

Ich kann mich zwar zu dir begeben
Jetzt, wann ich will, mein Vaterland,
Nun ich befreyt bin von dem Leben,
Bei dem kein Glück ist und Bestand;
Doch hält mich noch der Liebe Band,
Der ich zu schwach zu widerstreben.

Vor hab' ich mich zu dir gewendet,
Kein Ort gefiel mir besser nicht;
Nun hat sich alle Lust geendet,
Nachdem mich meines Herzens Licht,
Was Jedermann dawider spricht,
Mit seiner Anmuth ganz verblendet.

Vor, wann die Morgenröthe lachte
Und ließ sich sehn auf ihrer Bahn,
So grüßt' ich sie, wann ich erwachte;
Jetzt ist es Alles nun gethan,
Weil ich mein Lieb nur preisen kann,
Und allzeit ihre Zier betrachte.

Vor hab' ich zu den kühlen Flüssen
Und klaren Brunnen mich gesellt,
Die Rosen, Liljen und Narcissen
Liebt' ich für Alles auf der Welt,

Jetzt weiß ich ein viel schöner Feld,
Und hoffe sein noch zu genießen.

Ihr Birken und ihr hohen Linden,
Ihr Wüsten und du stiller Wald,
Lebt wohl mit euren tiefen Gründen
Und grünen Wiesen mannigfalt.
Mein Trost und bester Aufenthalt
Ist sonstwo, als bei euch, zu finden.

---

4. An die Deutschen.

Auf, auf, wer deutsche Freiheit liebet,
Wer Lust für Gott zu fechten hat!
Der Schein, den Mancher von sich giebet,
Vollbringet keine Ritterthat.
Wann Fug und Ursach ist, zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
Da muß man nur vom Sehen sprechen,
Da zeigt das Herze seinen Mann.

Laß die von ihren Kräften sagen,
Die schwach und bloß von Tugend sind.

Mit trotzen wird man Bienen jagen —
Ein Sinn von Ehren der gewinnt.
Wie groß und stark der Feind sich mache,
Wie hoch er schwinge Muth und Schwert,
So glaube doch die gute Sache
Ist hundert tausend Köpfe werth.

Der muß nicht eben allzeit siegen,
Bei dem der Köpfe Menge steht,
Der pfleget mehr den Preis zu kriegen,
Dem Billigkeit zu Herzen geht,
Und der mit redlichem Gewissen
Für Gott und für das Vaterland,
Für Gott, der ihn es läßt genießen,
Zu fechten geht mit strenger Hand.

So vieler Städte schwache Sinnen,
So vieler Herzen Wankelmuth,
Die List, der Abfall, das Beginnen
Sind freilich wohl nicht allzu gut.
Doch Obst, das bald von Bäumen gehet,
Das taugt gemeiniglich nicht viel.
Ich denke, was im Liede stehet:
Laß fahren, was nicht bleiben will!

Was kann der stolze Feind dir rauben?
Dein Hab' und Gut bleibt doch allhier.
Geh' aber du ihm auf die Hauben,
Und brich ihm seinen Hals dafür.

Auf, auf, ihr Brüder! In Quartieren
Bekriegt man mehrmals nur den Wein.
Des Feindes Blut im Siege führen,
Das wird die beste Beute seyn.

---

5. Tugend ist der beste Freund.

Tugend ist der beste Freund,
Der uns allzeit pflegt zu lieben,
Wann die schöne Sonne scheint,
Und die Wolken uns betrüben.
Reisen wir gleich hin und her
Ueber Land und über Meer,
Es ist ihr kein Beschwer.

Sie weiß nichts von Menschengunst,
Wie es zwar manch Freund hier machet,
Der aus falscher Liebesbrunst
Fröhlich klagt und kläglich lachet,
Der zwar gut ist von Gesicht,
Und sich aller Treu verspricht;
Das Herze meint es nicht.

Als das leichte Glücke wich
Schien ein wenig zu erheben,

Wollte der und jener sich
In den Tod auch für mich geben.
Nun ein kleiner rauher Wind
Nur zu wittern sich beginnt,
Ist niemand, der sich findt.

Doch will ich von meinem Muth
Auch das mindste noch nicht schreiten,
Und gedenken, daß mein Gut
Währen wird zu allen Zeiten.
Dann mein Trost in Glück und Noth,
Hier und da, in Ehr' und Spott,
Ist Tugend und ist Gott.

II. Aus Opitzens geistlichen Liedern.

1. Morgenlied.

O Licht, geboren aus dem Lichte,
O Sonne der Gerechtigkeit,
Du schickst uns wieder zu Gesichte
Die angenehme Morgenzeit.
D'rum will uns gehören,
Dankbarlich zu ehren
Solche deine Gunst.
Gib auch unsern Sinnen,
Daß sie sehen können
Deiner Liebe Brunst.

Laß deines Geistes Morgenröthe
In unsern dunkeln Herzen seyn,
Daß sie mit ihren Strahlen tödte
Der eitlen Werke kalten Schein.
Siehe, Herr, wir wanken;
Thun und auch Gedanken
Gehn auf falscher Bahn.
Du woll'st unserm Leben
Deine Sonne wieder geben,
Daß es wandeln kann.

Verknüpfe mit des Friedens Bande
Der armen Kirchen schwache Schaar;
Nimm weg von unserm Vaterlande
Verfolgung, Trübsal und Gefahr!
Laß uns ruhig bleiben,
Unsern Lauf zu treiben
Diese kleine Zeit,
Bis du uns wirst bringen,
Wo man dir soll singen
Lob in Ewigkeit.

---

2. Sonntagslied.

Das blinde Volk der Heiden,
So keine Hoffnung hat,
Empfindet großes Leiden,
Und ist ohn' allen Rath,
Wenn ihm was Liebes stirbet:
Uns lehrt des Glaubens Kraft,
Daß Keiner nicht verdirbet,
Den gleich der Tod wegrafft.

Wie Christus ist erstanden,
So wird er mich und dich
Auch aus des Todes Banden
Erretten kräftiglich.

Zum allerersten werden
Die Todten auferstehn
Eh' als das Volk auf Erden
Wird vor Gerichte gehn.

Er selbst, der Herr der Herren
Wird durch ein Feldgeschrei
Erzeigen weit und ferren,
Daß er vorhanden sey.
Des Engels Wort wird schallen,
Wird sagen: Kommt herfür!
Zu denen Menschen allen,
Die jetzt nicht mehr sind hier.

Er wird uns, die wir leben,
Wie ihre Schaar, zu sich
Hin in die Wolken heben,
Da wir dann ewiglich
Beim Herren wohnen werden.
Glaubt sicherlich und frei,
Daß dieser Tod auf Erden
Des Todes Ende sey.

III. Aus Opitzens Sonetten.

Am 1. Januar 1625.

Die Jahre pflegen zwar ihr rechtes Ziel zu finden,
Und werden fortgeführt als eine schnelle Fluth,
Die eher fleucht, als kommt. Der Menschen rauher Muth
Wird, ist und bleibt verstockt in mehr als tausend Sünden.

Der Geist will ofte zwar sich etwas unterwinden,
Dem Himmel zuzugehn; doch, was er macht und thut,
Ist schwach, und wird gehemmt durch unser Fleisch und Blut.
Der Geist von oben her muß einig uns entzünden

Mit seiner starken Brunst, muß dämpfen unsern Wahn,
Der keine Frömmigkeit und Tugend fassen kann.
O Gott, nimm mit der Zeit des alten Jahres hin

Mein' alte große Schuld! Gib, daß ich Reu' und Schmerzen
Hierüber tragen mag, und schicke meinem Herzen
Mit diesem neuen Jahr auch einen neuen Sinn!

IV. Aus den Sinngedichten.

Die Eitelkeit der Welt.

1.

Wasser rinnt und eilet sehr,
Schnelle Pfeile fliegen mehr,
Winde können minder bleiben,
Die der Wolken Dunst zertreiben:
Doch der Lauf der Eitelkeiten
Weiß so plötzlich fort zu schreiten,
Daß für ihn zu langsam sind
Schnelles Wasser, Pfeil und Wind.

2.

Schönheit dieser Welt vergehet,
Wie ein Wind, der niemals stehet,
Wie die Blume, so kaum blüht,
Und auch schon zur Erde sieht,
Wie die Welle, die erst kümmt
Und den Weg bald weiter nimmt.
Was für ein Urtheil soll ich fällen?
Welt ist Wind, ist Blum' und Wellen.

3.

Wer das Hoffen bei sich hält,
Ruh zu haben in der Welt,
Und den ganzen Trost will setzen
Auf den eitlen Wind und Rauch —
Wofür muß er sich wohl schätzen?
Dafür, daß er gleichfalls auch
Könn' auf einer Kugel stehen,
Die durch Wind und See muß gehen.

4.

Welt kann einem Baume gleichen,
Dessen starke Wurzeln reichen
Bis zur Höllen, der sie dient.
Ihre Blätter sind begrünt,
Ihre Blüth' ist wohl gezieret,
Ihre Frucht ist auf der Flucht.
Ihre Blüthe, die gebieret
Lust — und Schmerzen ihre Frucht.

5.

Viel eher wirst du machen,
Daß Nacht und Tag,
So unterschiedne Sachen,
Sich paaren mag;
Daß Wasser Glut behält,
Glut Wasser liebet,
Eh' als sich Gott und Welt
Zusammen giebet.

6.

Thorheit ist's und falscher Schein,
In der Welt bestricket seyn;
Diese Lust, in der wir leben,
Ist ein Tod und todtes Leben.
O Gott, sicher, weis' und frey,
Stehe du mir künftig bey,
Daß ich hier noch kann auf Erden
Weise, frey und sicher werden.

Flemming.

Paul Flemming wurde im Jahre 1609 zu Hartenstein im Schönburgischen Vogtlande, wo sein Vater lutherischer Prediger war, geboren. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt er im väterlichen Hause. Später bezog er die Fürstenschule zu Meißen, von da die Universität Leipzig, wo er sich der Arzneiwissenschaft widmete. Hier scheint sich neben seinen Hauptstudien auch zugleich sein dichterisches Talent entwickelt zu haben. Sein Vorbild und Muster wurde Opitz, den er indeß sehr bald in der lyrischen Gattung übertraf. Durch die damaligen Kriegsunruhen veranlaßt, suchte er sich einen Zufluchtsort im nördlichen Deutschland. Hier gelang es ihm, unter die Gesandtschaft aufgenommen zu werden, welche Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein damals eben nach Moskau absandte (1633). Kaum war er (1634) von da zurückgekehrt, als er sich einer zweiten Gesandtschaft anschloß, die derselbe Fürst nach Ispahan in Persien abschickte. Unter zahllosen Gefahren, Beschwerden und Abenteuern, die man in seinen Liedern besungen und erwähnt findet, erreichten sie das Ziel ihrer Reise. Auf der Rückreise verlobte der Dichter sich zu Reval mit der Tochter des dasigen Kaufmanns Niehusen, und beschloß von nun an sich als ausübender Arzt in Ham-

burg niederzulassen. Nach seiner Heimkehr in's Vaterland (1639) erwarb er sich sofort auf der Universität zu Leyden den Grad eines Doctors der Arzneiwissenschaft, und kehrte sodann nach Hamburg zurück, wo ihn unerwartet eine tödtliche Krankheit in der Blüthe seines Alters hinwegnahm, am 31. März 1640.

Flemming übertrifft an Gedankenreichthum, Tiefe des Gefühls, so wie an Ausbildung und Anmuth des Verses und der Sprache alle deutschen Dichter seines Jahrhunderts. Obwohl seine Gedichte großentheils nur Gelegenheitsgedichte sind, so haben sie doch meist eine allgemeinere ächt poetische Beziehung, die sie weit über den gewöhnlichen Schlag solcher Dichtungen erhebt. Sein reiches Talent und Dichtergemüth erkennt man indeß weniger in seinen Poetischen Wäldern (vermischte Gedichte in Alexandrinern), als in seinen Oden und Sonetten, die unstreitig zu dem Vorzüglichsten gehören, was die deutsche Poesie aus diesem ganzen Zeitraume aufzuweisen hat.

Erst nach Flemming's Tode wurden seine Gedichte, so viel sich deren noch vorfanden, von Niehusen gesammelt und herausgegeben (Lübeck 1642).

I. Aus Flemming's poetischen Wäldern.

Auf eines Kindes Ableben.

Wo ist der Gärten Pracht, der Blumen Königin,
Der Augen liebe Lust, die Anemone hin,
Die so nur gestern noch in ihrem Purpurmunde
Und keuschem Angesicht allhier zugegen stunde?
Wo ist denn heut ihr Schmuck? ihr wollustvolles Häupt?
Und mit einander Sie? Sie ist schon abgeleibt *).
Hier steht ihr grüner Fuß, der Stengel noch zu schauen,
Der schon auch matt und welk. Hier siehst du, was zu trauen,
Mensch, auf dein Leben ist. Der, den man itzt begräbt,
Das herzeliebe Kind, hat neulich noch gelebt.
Und itzt, itzt starb es hin. Es war wie eine Blume,
Wo nur nicht leichter noch, mit seiner Schönheit Ruhme.
Hier liegt sein leerer Leib; ihr Stengel steht noch hier.
Bald wird der keins mehr seyn. Beklagt es doch mit mir.
Was hilft es, Menschen seyn, was, liebe Blumen küssen,
Wann sie sind schöne zwar, doch balde nichts seyn müssen!

---

*) Des Leibes und Lebens beraubt.

II. Aus Flemming's Sonetten.

1. Auf ihre Gesundheit.

Was ich schlafe, was ich wache,
Was mir träumet für und für,
Was mir Angst macht, was Begier;
Was ich lasse, was ich mache;

Was ich weine, was ich lache;
Was ich nehm' an Kost zu mir,
Schreibe, lese, denke hier,
Die und die und diese Sache;

Was ich nicht thu', was ich thu';
Nichts und Alles; Reis' und Ruh',
Angst und Freuden, Lust und Schmerzen;

Dieses Alles, Alles das,
Thu' ich hier ohn' Unterlaß
Auf Gesundheit meines Herzens.

2. Bei einer Leiche.

Ein Dunst in reger Luft,
Ein geschwindes Wetterleuchten,
Güsse, so den Grund nicht feuchten,
Ein Geschoß, der bald verpufft,

Hall, der durch die Thäler ruft,
Stürme, so uns nichts seyn deuchten,
Pfeile, die den Zweck erreichen,
Eis in einer warmen Gruft,

Alle diese sind zwar rüchtig *),
Daß sie flüchtig seyn und nichtig:
Doch wie nichts sie alle seyn,

So ist doch, o Mensch, dein Leben
Mehr, als sie, der Flucht ergeben,
Nichts ist Alles; du sein Schein.

*) Berüchtigt, im Rufe.

3. Flemming's Grabschrift,

von ihm selbst kurz vor seinem Tode verfaßt.

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn; von Eltern guter Ehren;
Frey; meine; kunnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall flog über weit. Kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreist; für keiner Mühe bleich;
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies Alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien, dies ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonst Alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Andreas Gryphius.

Andreas Gryphius, oder Greif, wurde am elften Oktober 1626 zu Großglogau in Schlesien geboren, wo sein Vater Archidiakonus war, der ihm aber früh starb. Er besuchte (seit 1631) nach einander die Schulen von Görlitz, Glogau und Fraustadt, an welchem letzteren Orte er außer den beiden klassischen auch noch die morgenländischen Sprachen eifrig betrieb und zu dichten anfing. Im Mai 1634 ging er nach Danzig auf's Gymnasium, kehrte aber schon 1636 wieder zurück und wurde Erzieher im Hause des kaiserlichen Pfalzgrafen Georg von Schönborn bei Freistadt, der ihn zum kaiserlichen Poeten krönte. Nach dem Tode dieses Gönners (1637) verließ er, um seines Glaubens willen verketzert, sein Vaterland, ging über Danzig zur See nach Amsterdam, und von da nach Leyden, wo er seit 1638 Vorlesungen über römische Alterthümer, Geographie, Geschichte, mathematische und philosophische Wissenschaften hielt, während er seine Nebenstunden der Dichtkunst widmete. Im Jahre 1644 machte er als Gesellschafter eines gewissen Herrn Schlegel aus Pommern eine Reise durch die Niederlande, Frankreich und Italien, und kehrte (1646) nach Straßburg zurück, wo er ein

Jahr in Muße verlebte. Von hier reiste er den Rhein hinab nach Amsterdam, und von da zur See nach Stettin, wo er sich bei Herrn Schlegel einige Monate aufhielt. Am 20. November 1647 kehrte er nach Fraustadt zurück, vermählte sich hier im folgenden Jahre mit Rosina Deutschländer, und wurde nicht lange nachher, nachdem er mehre ehrenvolle Rufe an die Universitäten zu Frankfurt und Upsala aus Liebe zum Vaterlande ausgeschlagen, Landsyndikus des Fürstenthums Glogau (1650), als welcher er in der Folge am 16. Juli 1654 gestorben ist.

Gryphius verdankte seinen Dichterruhm hauptsächlich seinen dramatischen Arbeiten. Seine Tragödien tragen indeß durchaus das Gepräge des Zeitgeschmacks, und sind offenbar nach dem Muster der Holländer und Franzosen gearbeitet. Mehr Eigenthümlichkeit und erfinderischer Geist offenbart sich in seinen Komödien, wohin er die vorherrschenden Fehler der Zeit, soldatische Prahlerei, Pedanterie der Gelehrten, und die damalige Schauspielsucht des Handwerkerstandes, mit scharfer Welt- und Menschenkenntniß, mit heitrer Laune und treffendem, oft nur zu derbem Witze zur Schau stellt. Als lyrischer Dichter, in seinen Oden, Liedern und Sonetten, ist er an Schwung, Feuer, Innigkeit und Tiefe des Gefühls über Opitz erhaben, dem er aber in der Gediegenheit und Rundung der Form nachsteht.

Eine vollständige Ausgabe der Werke dieses Dichters fehlt noch, da die noch bei seinen Lebzeiten herausgekommene Sammlung Freuden- und Trauerspiele, auch Oden und Sonette (Breslau 1657; 1663) eben so mangelhaft ist, als die nach seinem Tode von Christian Gryphius (Breslau

1698, 2 Bd.) herausgegebene. Das Leben des Andreas Gryphius ist mit Fleiß und kritischem Sinne aus den besten Quellen entwickelt von G. G. Bredow in seinen Nachgelassenen Schriften (Breslau 1816, S. 67 f.).

I. Aus Gryphius Oden und Liedern.

Was ist die Welt?

Was ist die Welt,
Die mich bisher mit ihrer Pracht bethöret?
Wie plötzlich fällt,
Was Alt und Jung, was Reich und Arm geehret!
Was ist doch Alles, was man allhier findt? —
Ein leichter Wind.

Was jetzo blüht,
Kann noch vor Abend ganz zertreten werden.
Der sich hier müht
Um flüchtig Geld, muß ohne Geld zur Erden;
Er sammelt fleißig, doch für Andre, ein,
Und stirbt allein.

Das kleine Thier,
Das Seiden spinnt, verstrickt sich in sein Spinnen:
So müssen wir
Durch unsern Fleiß oft unsern Tod gewinnen.
Viel hat Verstand, und was uns weise macht,
In's Grab gebracht.

Der Tulipan
Wird, weil er glänzt, von Jungfraun abgeschnitten. —
Schau Menschen an!
Sie haben Schmach, um daß sie schön, erlitten,
Und, wenn sie nicht entsetzt ein schneller Tod,
Ach, Angst und Noth!

Bist du bekannt? —
So kann dir Jeder deine Fehl' aufrücken.
Wofern dein Stand
Verborgen liegt, so wird dich Jeder drücken.
Wer reich ist, wird beneidet und verlacht,
Wer arm, der schmacht'.

Wie ohne Ruh'
Ein Schifflein wird bald her, bald hin geschmissen,
Auf dieses Lebens schmerzenvollen See,
Da eitel Weh.

Wie selig ist,
Wer schadenfrey kann in den Port einfahren,

Wer sich erkiest
Den rechten Lauf der gottergebnen Schaaren!
Der kann, ob Wellen, Bergen gleich, aufstehn,
Nicht untergehn.

II. Aus den vermischten Sonetten.

Es ist Alles eitel.

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was Dieser heute baut, reißt Jener morgen ein;
Wo jetzo Städte stehn, wird eine Wiese seyn,
Auf der ein Schäferkind wird spielen mit den Herden;
Was jetzo prächtig blüht, soll bald zertreten werden,
Was jetzt so pocht und trotzt, ist morgen Asch' und Bein:
Nichts ist, das ewig sey, kein Erz, kein Marmorstein.
Jetzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden;
Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn —
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch, bestehn?
Ach, was ist Alles das, was wir für köstlich achten,

Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wiesenblum', die man nicht wieder findt? —
Noch will, was ewig ist, kein einz'ger Mensch betrachten.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Seite

Seite

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Anthologie aus den Schriften

Bd.: 3

Hildburghausen [u.a.] [1855]